



ALBERT SCHWEITZER
RUNDBRIEF NR. 109

Helene Schweitzer Bresslau

JAHRBUCH 2017 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Mauro

nambarind K 12/5 1917.

Liebe Geschwister,

Ich schreibe Euch auf diesem Wege, weil ich seit
Eurem Brief vom 8. Juni nichts mehr von Euch erhalten habe.
Nun höre ich durch die letzten paar ersten Mal seit langem wieder
Nachricht, dabei aber auch, dass Dein guter Vater, lieb leidet, so schwer erkrankt
war. Hoffentlich hat er sich, bis hier zu Euch kommt, wieder ganz
vollständig erholt, sagt ihm & Deiner lieben Mutter viel herzlichste Grü-
ße - welches ganze Kind mag sie & Du alle durchlebt haben! - Bis wir es
schreiben hat ich so besonders viel an ihn gedacht, weil rich's in Deinem
Jahre zum 10. & jähret, dass wir den Plan zum Kutterfahren fassen, die
Mittel sammeln & es eröffnen konnten & weil die Unterstützung
an seine treue tägliche Hilfe ungedanklich ist vom Gedanken an
jinen schweren, schweren Sommer. Aber dass Du 10 Jahre zurück lag
scheint mir fast unglücklich. - ebenso wie, dass auch Du im August
schon den 10. jährigen Geburtstag zu feiern hatt!

Wir sind noch in unserem einsamen Haus am
Acker & können hoffentlich & wahrscheinlich auch bleiben bis die ärgerste Hei-
ße vorüber ist - selbst hier ist sie in diesen schlimmsten Monaten ge-
wöhnlich erträglich. Dann denken wir mich abzuwenden. Daraus wie es jetzt in
Lambaton sein muss. Aber bis hier zu Euch kommt, ist die ganz über-
zeit schon fast vorüber & wir können baldbar sein sie ein viertes Mal
genutzt inbestanden zu haben. Es wird Euch ^{schon} baldigen zu hören, dass
wir in G. d. eine Unterkunfts-möglichkeit gefunden haben, die er-
laubt, wenn wir nur noch ein fünftes Jahr auf dem Äquator an-
halten müssen, auszuspannen & frische Luft zu atmen, wenn
wir müde sind & Erholung nötig haben.

Lebt wohl, liebe Geschwister, grüßt mir die
gute Maggie & die grossen lieben Kinder. Sag dem Onkel, dass der
Papagei seinen Namen immer noch nicht lernen will, aber die
Anstößler können jetzt auf den Hinterrücken stehen!
Wir werde senden Euch & Allen viel liebes Gedenken. Eure L.



Helene Bresslau, ca. 1910

Helene Schweitzer Bresslau

JAHRBUCH 2017 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 109 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS FÜR
DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E. V. FRANKFURT
AM MAIN · HERAUSGEGEBEN VON DR. EINHARD WEBER, JUNI 2017

Mit einem Vorwort von Einhard Weber; Textbeiträge von Ernst Luther,
Patti Marxsen, Andrea Munz, Konstanze Schiedeck, Gottfried Schüz und
Roland Wolf

Inhalt

ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 109 JAHRBUCH 2017 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Einhard Weber	Einleitendes Vorwort	6	Vor 100 Jahren		
			Roland Wolf	Albert Schweitzer im Jahr 1917	75
Helene Schweitzer Bresslau			Aus und über Lambarene		
Konstanze Schiedeck	Helene Schweitzer Bresslau – Blick auf ein erfülltes Leben	9	Roland Wolf	Die Historische Zone des Schweitzer-Spitals im Jahr 2016	82
Patti M. Marxsen	Die Amerikareise von Helene Schweitzer Bresslau November 1938	52	Roland Wolf	Kindergarten und Schule im Schuljahr 2016/17	84
Konstanze Schiedeck	Helenes Bedeutung in Stichworten, Satzteilen	59	Kenia-Projekt		
Konstanze Schiedeck	Helene Schweitzer Bresslau in Lambarene	60	Andrea Munz	Albert-Schweitzer-Schule für Aids-Waisenkinder in Kenia	87
Konstanze Schiedeck	Überblick über Helenes TBC-Erkrankung	61	Buchbesprechungen		
Helene Bresslau	Gott. Von einer Suchenden <i>Aus: Protestantenblatt Nr. 51, 17. Dezember 1904</i>	62	Ernst Luther	Isgard Ohls: Der Arzt Albert Schweitzer. Weltweit vernetzte Tropenmedizin zwischen Forschen, Heilen und Ethik.	91
Konstanze Schiedeck	Zu Helenes Gott-Artikel – Fiktiver Brief an Helene	67	Gottfried Schüz	Hartmut Kegler: Über menschliche Werte im Geist der Ehrfurcht vor dem Leben. Ein Glossar.	98
	Lebenslauf von Helene Schweitzer Bresslau	72	Anhang		
				Autorenverzeichnis	102
				Zu den Rundbriefen	103
				Impressum	104

Einleitendes Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

nicht nur ihr 60. Todestag war Anlass, diesen Rundbrief Helene Schweitzer Bresslau zu widmen, sondern vor allem die Tatsache, dass diese außergewöhnliche Frau aus dem Leben von Albert Schweitzer nicht wegzudenken ist. Sie war maßgeblich am Aufbau des Spitals in Lambarene beteiligt, d. h. ohne sie wären die schweren Anfangsprobleme kaum zu bewältigen gewesen.

Unsere Vorstandskollegin und Helene-Schweitzer-Expertin, Frau Konstanze Schiedeck, hat den Hauptartikel geschrieben und die erläuternden Tabellen zusammengestellt. Sie zeigen, dass Helene ein erfülltes, aber schweres Leben hatte und eine einzigartige Persönlichkeit war, die sich immer selbst treu blieb. Helene Schweitzer fühlte sich der gemeinsamen Aufgabe lebenslang verpflichtet, die sie auf ihre ganz persönliche Weise wahrnahm, wie z. B. ihre wichtigen Vortragsreisen in den USA, die Patti Marxsen eindrucksvoll beschreibt.

Es folgen Periodika wie „Vor 100 Jahren“ und Berichte aus Lambarene von Roland Wolf, unserem Mann in Lambarene, der nicht nur sechs Jahre in Gabun gelebt hat, sondern bereits mehr als fünfzigmal im Klinikdorf war und wichtige materielle und menschliche Belange regeln konnte.

Andrea Munz, die Tochter von Dr. Walter Munz, dem ärztlichen Nachfolger von Dr. Schweitzer in Lambarene, und seiner Ehefrau Jo, die dort sieben Jahre lang Hebamme war, berichtet über ihr Projekt in Kenia, einer Schule für Aids-Waisenkinder. Der Deutsche Hilfsverein für das Albert Schweitzer Spital in Lambarene e. V. (DHV) hat dieses Projekt unterstützt, indem er den Bau von zwei Schulräumen finanzierte. Damit kam der DHV einer seiner satzungsgemäßen Aufgaben nach, „*Projekte, die dem Geiste Albert Schweitzers verpflichtet sind*“, zu fördern.

Am Ende finden Sie zwei Buchbesprechungen: Ernst Luther beschäftigt sich ausführlich mit dem lesenswerten, umfangreichen Buch von Isgard Ohls: „Der Arzt Albert Schweitzer“.

Gottfried Schüz berichtet „Über menschliche Werte im Geist der Ehrfurcht vor dem Leben“, eine der vielen wertvollen Broschüren von Professor Dr. Hartmut Kegler. Diese Besprechung ist gleichzeitig eine Laudatio auf das umfangreiche Lebenswerk des Autors und dessen lebenslangen Einsatz für Albert Schweitzers Werk.

Mit herzlichen Grüßen

Einhard Weber



Auf dem Ogowe, 1913

Helene Schweitzer Bresslau

Helene Bresslau, 1908

KONSTANZE SCHIEDECK

Helene Schweitzer Bresslau – Blick auf ein erfülltes Leben

Vorbemerkung

Am 1. Juni vor 60 Jahren starb Helene Schweitzer Bresslau. Eine erste Biografie verfasste Marianne Fleischhack mit dem Titel: „Helene Schweitzer. Einblick in das Leben einer Frau, der es gegeben war, sich selbstlos und aufopfernd einem Werk der Nächstenliebe hinzugeben.“ Das schmale Bändchen, mit dem barocken Titel, erschien 1965 erstmals, verlegt von der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin. Es erlebte bis 1970 vielfache Auflagen. Frau Fleischhack, ausgebildet im Bibliothekswesen, schreibt einfühlsam, aber auch mit einem Anhauch von Frömmigkeit, die bei dem heutigen Leser nicht gut ankommt. Im Anhang finden sich viele Literaturnachweise, aber leider gibt es im Text selbst keine Anmerkungen.

Es vergingen 33 Jahre, bis eine zweite Biografie von Verena Mühlstein 1998 im C. H. Beck Verlag München erschien. Diese ist so umfangreich recherchiert und brillant geschrieben, dass der Leser einen tiefen Einblick in das Leben von Helene, aber auch in die sie begleitenden Zeitumstände gewinnt. Nach dieser Veröffentlichung dürfte es schwer sein, etwas Gleichwertiges auf den Markt zu bringen.

Ein drittes Buch ist zu erwähnen: Albert Schweitzer – Helene Bresslau. Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912, herausgegeben von Rhena Schweitzer Miller und Gustav Woytt, 1992 im C. H. Beck Verlag München erstmals publiziert. Der Briefwechsel gibt zu erkennen, welchen Schwierigkeiten und Anfechtungen die Freundschaft zwischen Helene Bresslau und Albert Schweitzer ausgesetzt war, bevor sie 1913 gemeinsam als Ehepaar nach Lambarene aufbrechen konnten.

Diese Bücher gaben mir wesentliche Impulse für meine Ausführungen.¹

*„Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt,
der bleibt in Gott und Gott in ihm.“*

1. Joh. 4,16 (Konfirmationsspruch von Helene)

Erstes Kennenlernen

Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, als sich Albert Schweitzer und Helene Bresslau am 6. August 1898 zum ersten Mal begegneten. Eingeladen waren beide zur Hochzeit von Lisa Haas und Willibald Conrad. Albert ist Helene als Tischpartner zugeteilt. Er, der Schwarm junger Mädchen, fällt durch sein gepflegtes Äußeres auf, aber auch durch seinen elsässischen Akzent. Diesen bemängelt die junge Professorientochter, der gutes Benehmen und hochdeutsches Sprechen im Elternhaus früh vermittelt worden sind.

Obwohl Albert durch die Bemerkung seiner Tischnachbarin eigentlich hätte gekränkt sein können, nimmt er diese mit Humor, unbeeindruckt unterhält er sich angeregt über Musik und Literatur. Die Neunzehnjährige ist trotz ihrer kritischen Äußerung hingerissen vom Charme ihres Tischherrn, zumal er auch sehr gut tanzt. Dieser, 23-jährig, hat im Mai sein erstes theologisches Staatsexamen erworben und studiert noch Philosophie und Musik. Er hat keinen Blick für junge, unreife Damen.

Wie es der Anstand erfordert, begleitet er Helene nach Hause. Die beiden werden sich vorerst nicht wiedersehen, aber die Liebe zu Gottes Schöpfung und den Mitmenschen wird einmal ihre gemeinsame Basis werden.

Helenes Familie – Jugendzeit – Straßburg

Helene stammt aus einer jüdischen Familie. Sie wird hineingeboren in einen Zeitgeist, in dem der Antisemitismus in Berlin neu aufzukeimen beginnt. Nennen möchte ich nur den Historiker Heinrich von Treitschke, den Theologen Adolf von Stöckel, die unheilvolle Diskussionen in Berlin entfachten.

Helene Marianne, das zweite Kind des Geschichtsprofessors Harry Bresslau und seiner Ehefrau Caroline, geb. Isay, genannt Carry, kommt am 25. Januar 1879 in Berlin auf die Welt. Sie wächst in einer kinderreichen Familie auf. Schon bald nach der Hochzeit der Eltern (1874) hatten diese zwei Geschwister von Harry, die 15-jährige Clara und den 13-jährigen Lud-

wig, bei sich aufgenommen. Am 10. Juli 1877 erblickt der Bruder Ernst das Licht der Welt. Bald nach Helenes Geburt dürfen Carrys Neffen Jacques und Leo Loeb bei den Bresslaus einziehen. Den Jugendlichen wird so ermöglicht, ein Gymnasium zu besuchen.

Am 16. Oktober 1883 vergrößert sich die Familie: Der Sohn und Bruder Stephan Hermann Siegfried wird geboren. Helene, fast fünfjährig, soll mit Eifersucht darauf reagiert haben.² Sie hatte sich ein Schwesterchen gewünscht.

In der damals ungewöhnlichen Familienkonstellation – Patchwork-Familien waren nicht gerade eine Normalität – erlebt Helene Verantwortungsbewusstsein, Geborgenheit und Zuneigung und damit eine Voraussetzung für ihr sich später zeigendes ausgeprägtes soziales Engagement. Auch ihr Mitempfinden und ihre Anteilnahme an ihrer Familie erklären sich aus den Prägungen in der Kindheit.

Die liebevolle Erziehung der Eltern beinhaltet, dass ihren Kindern die bürgerlichen „Tugenden“ wie Fleiß, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Bescheidenheit vermittelt werden.

Ab Ostern 1885 besucht Helene die städtische Charlottenschule in Berlin³. Diese besuchen Kinder der wohlhabenden Mittelschicht. Gleichzeitig bekommt sie ihren ersten Klavierunterricht. Für Kinder aus gutem Hause war es eine selbstverständliche Pflichtübung.

Helene ist ein freundliches, aufgewecktes Kind, das schnell Freundinnen gewinnt. Ihre rasche Auffassungsgabe sorgt für gute Schulnoten.⁴ Auch die körperliche Ertüchtigung der Kinder ist den Eltern wichtig: Im Winter wird Schlittschuh gelaufen, im Sommer ist Schwimmen im Wannensee angesagt.⁵

Im Juni 1886, Helene ist jetzt sieben, lässt Harry Bresslau seine drei Kinder taufen. Der Vater erhofft sich durch diese Entscheidung einen besseren Start für sie ins Leben. Er selbst hatte durch seine Stellungnahme im Berliner Antisemitismustreit allzu oft berufliche Zurücksetzung erfahren. Obwohl ihm nahegelegt worden war, sich taufen zu lassen, hat Harry Bresslau diesen Schritt für sich entschieden abgelehnt.⁶

Mit zehn Jahren erkrankt Helene an einer „feuchten Rippenfellentzündung“.⁷ Über diese Monate der Krankheit wird Helene sich nie auslassen,

aber sie sind ihrer Krankenakte zu entnehmen und vermutlich verantwortlich für ihre späteren Lungeninfektionen.

Als Harry Bresslau am 12. März 1890 zum ordentlichen Professor der Geschichte nach Straßburg berufen wird, ist er einer der wenigen Professoren, denen auch ohne Übertritt zum christlichen Glauben diese Ehre zuteil wird.⁸ Die Kaiser-Wilhelm-Universität ist nach der Annexion von 1871 eine der modernsten des Deutschen Reiches. Sie gilt als die „judenfreundlichste“.⁹

Helene fällt es anfangs schwer, sich in die neue Umgebung einzuleben. Später wird sie allerdings in ihrem Lebenslauf angeben, dass es eine Bereicherung war, in einem zweisprachigen Kulturkreis aufzuwachsen.¹⁰

In Straßburg besucht Helene eine Privatschule. Diese wird von der Direktorin Berta Lindner geführt und genießt einen guten Ruf. Das Niveau ist höher als an anderen sogenannten Höheren Töchterschulen. Helene verbindet ihre große Begabung mit Pflichttreue und Fleiß, wie ihrem Zeugnis zu entnehmen ist.¹¹ Sie schließt Freundschaft mit Marianne und Elly Knapp. Die Verbindung zu Elly, der späteren Frau des Bundespräsidenten Heuss, wird ein Leben lang anhalten.

Kein Kindermädchen beaufsichtigt die Bresslau-Geschwister beim Spiel in der Natur. Diese genießen die Freiheit des Herumtollens. Helene beweist Mut und Geschicklichkeit bei waghalsigen Unternehmungen, die ihre Brüder anzetteln und bei denen sie mitmacht. Die Erfahrungen aus der Kindheit erklären Helenes spätere Furchtlosigkeit im Urwald.

Den Konfirmandenunterricht der Gemeinde St. Wilhelm erteilt Pfarrer Engelmann. Er verzichtet auf das Auswendiglernen von Katechismusversen und Kirchenliedern, dafür verlangt er das Lesen in der Bibel. „*Mit dem Bleistift in der Hand*“¹² liest Helene die Heilige Schrift. Das Buch der Bücher wird ihr in schwierigen Zeiten eine Quelle, aus der sie Kraft und Trost schöpft.

Die vorgelebte Toleranz und Verlässlichkeit ihrer Eltern, aber auch der Protestantismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts führen zu einem tiefen Gottvertrauen. Sie erlebt, dass Glaube und Vernunft sich nicht ausschließen. Ihren Konfirmationsspruch: „*Gott ist die Liebe und wer in der Liebe*

bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1. Joh. 4,16) interpretiert sie als persönliche Aufforderung, sich ihren Mitmenschen in Liebe zuzuwenden.

Bereits als Konfirmandin wird sie ausgewählt, kleineren Kindern biblische Geschichten im Kindergottesdienst zu erzählen. Unter der Woche besuchen die Konfirmandinnen auch das Waisenhaus und kommen so in Kontakt mit vernachlässigten Kindern.¹³ Eindrücke aus dieser Zeit müssen sich bei Helene tief eingepägt haben und sind nicht unwichtig für ihre spätere Berufswahl. Die Konfirmation war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ein Einschnitt für junge Menschen. Für viele endete die Schulzeit und sie traten ins Berufsleben ein. Helene wird im März 1894 von Pfarrer Engelmann konfirmiert. Aus dem Backfisch ist jetzt eine junge Dame geworden, die in der Öffentlichkeit mit „Fräulein Bresslau“ angeredet wird. Ihre langen dunkelbraunen Zöpfe trägt sie nun hochgesteckt. Die wadenlangen Kleider werden durch knöchellange Röcke ersetzt, „*denn ein anständiges Mädchen hat einen Kopf und zwei Hände und sonst nichts.*“¹⁴

Nach Schulabschluss kann Helene im Herbst 1895 eine Ausbildung zur Lehrerin an Höheren Mädchenschulen im Lindnerschen Lehrerinnenseminar beginnen. Den für zwei Jahre vorgesehenen Unterrichtsstoff beherrscht sie bereits nach einem Jahr und so darf sie mit Sondergenehmigung im November 1896 die Prüfung zur Lehrerin an Höheren Mädchenschulen ablegen.¹⁵ Sie könnte nun ins Berufsleben einsteigen, ihr kommen aber Zweifel, ob sie zu weniger begabten Kindern gerecht sein kann. Deshalb entscheidet sie sich für ein Studium am städtischen Konservatorium, um Musiktheorie, Gesang und Klavier zu studieren. Musik bedeutet ihr viel, sie ist ihr eine Quelle des Glücks, nicht nur ein Zeitvertreib, wie bei vielen jungen Mädchen, die sich dadurch eine Chance erhoffen, auf dem Heiratsmarkt einen gut situierten Mann zu finden.

Bereits während des Studiums wird sie Mitglied des Wilhelmer Chors und singt alle großen Kantaten und Passionen von Bach mit.¹⁶

Mutter Carry, der daran gelegen ist, dass Helene auch eine gute Hausfrau wird, veranlasst, dass ihre Tochter einen Kurs belegt, in dem sie das Schneidern und Nähen erlernt. Nur widerwillig fügt sich Helene dem Wunsch der Mutter. Von ihren „*drei Kindern ist Helene sicher die kompli-*

zierteste.“¹⁷ Auch in den folgenden Jahren wird es für die Eltern nicht leicht sein, ihre Tochter zu verstehen.

Jahre der Sinnsuche

Im Februar 1901 treffen sich Elly Knapp, Elsa und Fritz Haas bei der Familie Bresslau. Sie möchten einen „Radelclub“ gründen. Von Helene kommt der Vorschlag, Albert Schweitzer einzuladen. Dieser gibt Anfang März eine Zusage, die nicht frei von Ironie ist: *„Zu dieser Karte habe ich in später Nacht drei Konzepte gemacht, damit die Sätze einigermaßen die Form bekommen, die vor Ihrer Kritik Gnade findet“* und er fährt fort: *„Wachend und schlafend mach ich mir Sorgen wegen meines verlotterten Stils – ohne große Hoffnung, daß es besser werden wird.“*¹⁸ Offensichtlich hatte Helenes Kritik bei ihrer ersten Begegnung, die immerhin schon zweieinhalb Jahre zurücklag, nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Das Radfahren bot den jungen Menschen die Möglichkeit, sich ein wenig besser kennenzulernen und aus der Enge der gesellschaftlichen Konventionen auszubrechen.

Auch Albert ist angetan von dem Zusammentreffen mit Frauen, die nicht nur ans Heiraten denken, sondern sich für Literatur, Musik, Kunstgeschichte und soziale Fragen begeistern.

Je mehr Helene Albert kennenlernt, desto mehr ist sie von ihm beeindruckt. Faszinierend findet sie auch seine Predigten, denn der junge Mann versteht es, komplizierte theologische Fragen verständlich auf einem hohen Niveau zu beantworten. Doch Albert hat für Helene zunächst keine Augen. Ihn beeindrucken ältere, reifere Frauen mit Lebenserfahrung. Eine dieser war ihm in seiner Tante Mathilde begegnet. Sie hatte ihm Mut gemacht, an ihn geglaubt, wenn ihm Zweifel gekommen waren. Der Neffe bewunderte, verehrte sie. Sie war die Person, der er sich anvertrauen konnte. Als sie am 18. Februar 1902 wahrscheinlich an einem Krebsleiden verstirbt, ist Albert untröstlich, kann sich zunächst mit niemandem darüber aussprechen. Aber er benötigt einen sensiblen, einfühlsamen Menschen.

Diesen sieht er in Helene. Er bittet sie zu einem vertraulichen Gespräch. Dies war eigentlich eine gegen die Etikette verstoßende Bitte. Doch Helene sagt zu, und so brechen beide am 22. März 1902 nach Neudorf auf, einem Vorort von Straßburg, wo eine bedeutungsvolle Aussprache stattfindet.

Kaum sind sie am Rheinufer eingetroffen, *„bittet Albert Helene um ihre Freundschaft“*.¹⁹ Ohne längere Bedenkzeit willigt die junge Frau ein. In den kommenden Jahren wird der 22. März für beide eine größere Bedeutung haben als ihr späterer Hochzeitstag.

Albert Schweitzer ist gerade in Straßburg zum Privatdozenten an der theologischen Fakultät ernannt worden. Doch an einer akademischen Laufbahn liegt ihm eigentlich nichts. Die Argumente, die der junge Mann vorträgt, überzeugen Helene. Sie ist beeindruckt von seinen Worten und sagt: *„Wenn Sie mich einmal brauchen, versprechen Sie mir, dass Sie mich rufen.“*²⁰ An diesem Nachmittag erleben beide Beglückung und Schmerz zugleich. Albert weiß nun, wie sehr ihn Helene verehrt, aber er hat ihr offen gestanden, dass er keine Ehe eingehen möchte. Denn er ist sich nicht gewiss, ob er seine Ziele als verheirateter Mann verwirklichen kann. Helene wird ihre Zusage niemals zurücknehmen, auch wenn sie in den folgenden Jahren sicherlich mehrfach dazu Anlass gehabt hätte.

Für die junge Frau beginnt eine schwierige Zeit. Sie studiert im fünften Semester Kunstgeschichte. Doch dieses Studium befriedigt die 23-Jährige nicht. Sie erlebt sich auf der Sonnenseite des Lebens, aber Gefühle der *„Nutzlosigkeit“* und *„brachliegender Kräfte“* überkommen sie. Sie tritt nach außen sicher und selbstbewusst auf, aber sie ist es nicht. Als sie im Sommer 1902 von einer Schule in Brighton das Angebot erhält als Lehrerin zu arbeiten, sagt sie sofort zu. Ende September (1902) beginnt ihr Dienst im Mädchen-Pensionat. Sie unterrichtet die Fächer Deutsch, Französisch und Musik. Bereits nach 14 Tagen fällt ihre Entscheidung, nur bis Weihnachten zu bleiben. Die jungen Damen sind ihr zu wenig ernsthaft, zu vergnügungssüchtig, wie sie ihren Eltern mitteilt. Wie sehr sie unglücklich ist, bleibt verborgen, nur Albert erfährt davon.

Angesprochen fühlt sich Helene von der Arbeit eines Thomas John Bernardos, dem *„Vater der Niemandskinder“*. Er ist Arzt und Sozialpädagoge

und kümmert sich um vernachlässigte, behinderte Straßenkinder. Vorbildlich sind seine Einrichtungen in England. Seine Ideen haben auch schon im übrigen Europa Fuß gefasst.

Bevor Helene zu ihren Eltern zurückkehrt, erprobt sie sich als Privatlehrerin und unterrichtet Französisch in einer Professorenfamilie in London. Hier bekommt sie die endgültige Gewissheit, dass sie als Pädagogin ungeeignet sei.²¹

Im Mai 1903 ist Helene wieder in Straßburg, sie sucht nach einer sozialen Aufgabe und findet diese in der Waisenfürsorge als ehrenamtliche Mitarbeiterin. Am 14. Mai wird sie offiziell zur Waisenpflegerin ernannt. Zwar gab es in Straßburg keine auf der Straße lebenden Kinder, aber genug Verwahrlosung und Armut in den Familien. In dem ihr zugeteilten Altstadtviertel macht Helene regelmäßig Hausbesuche. Es ist ihre Pflicht, den Waisenrat zu benachrichtigen, wenn ihr Missstände auffallen und derer gibt es viele. Häufig erlebt sie, dass Kleinkinder sterben. Erstmals wird jetzt die Säuglingssterblichkeit erfasst. Sie lag mit 22,9 Prozent deutlich höher als der Durchschnitt in anderen Städten Deutschlands.²²

Je selbständiger Helene wird, desto mehr ist Schweitzer von ihr fasziniert. *„Er, für den Gespräche mit gebildeten älteren Frauen eine gesuchte Bereicherung sind, erlebt zum ersten Mal eine junge Frau, die ihm gleichberechtigt gegenübersteht.“*²³

„Welch eine großartige Frau sind Sie“, schreibt er am 27. Oktober 1903²⁴ und Helene antwortet: *„Mein Freund, mein lieber Freund“*.²⁵

Helene hört nicht nur aufmerksam zu, sie kritisiert auch, wenn es ihr angebracht scheint. Seit dem 22. März 1902 besteht eine Verbindung, die es erlaubt, sich auszutauschen, Sorgen mitzuteilen. Allerdings ist Helene zurückhaltender, wenn es darum geht, ihre Gefühle preiszugeben. Ihre Arbeit in Brighton als Lehrerin war eine Flucht nach vorn. Die junge Frau möchte ihrem Freund eine verlässliche *„Stütze“* sein, keine Belastung. Bereits im Oktober 1902 konnte Schweitzer an Helene schreiben: *„Ich werde noch viel Ihre geistige Unterstützung brauchen im Leben.“*²⁶ Nach Helenes Rückkehr aus England benutzt Schweitzer am 6. September 1903 zum ersten Mal die Anrede: *„Mein guter Kamerad“* und er weiß nun, dass die Freundschaft von Dauer ist: *„Ich glaube jetzt, daß nichts je unsere Freundschaft trüben kann.“*²⁷

Der rege Briefwechsel von 1902 bis 1912 zeigt, wie beide darum gerungen haben, zu einem sinnerfüllten Leben zu finden. Und bei dieser Suche erleben sie immer mehr ihre geistige und seelische Übereinstimmung.²⁸

Um sich mit ihrem Freund treffen zu können, muss Helene ihren Eltern von Albert erzählen. Diese haben vorerst nichts gegen die Freundschaft einzuwenden. Aber je länger und intensiver die Verbindung wird, umso besorgter werden die Eltern, die ihre Tochter nicht unverheiratet sehen möchten. Helene hingegen ist entschlossen, auf eine Ehe zu verzichten, da Albert der einzige Mann ist, den sie sich als Ehepartner vorstellen kann. Um das Alleinleben einer ledigen Frau kennenzulernen, begibt sich Helene im November 1903 nach Berlin. Dort wohnt ihre Freundin Johanna Engel. Sie ist Porträtmalerin und verdient mit dieser Tätigkeit ihren Lebensunterhalt. Ihre Ehelosigkeit scheint sie nicht zu bekümmern.

Helene wird Albert zunächst nichts von diesem Entschluss erzählen, denn sie befürchtet, dass er ihr dies ausreden wird. Wie sie vermutet hatte, reagiert der Freund ablehnend. Für ihn ist es unvorstellbar, dass eine Frau ihr Leben ohne Ehemann bestehen kann. Besorgt äußert er sich: *„... meine große, große Freundin – ich habe soviel Angst um Sie.“*²⁹ Doch gerade, weil Helene so anders ist als andere Frauen, verehrt er sie. Einerseits ist ihm bewusst, wie sehr ihm Helenes Nähe gut tut, andererseits ist es ihm nicht möglich, daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Bei ihren Begegnungen überschreiten sie nie die Grenzen, die ihnen die Gesellschaft vorgibt. Dabei sind sie sich sicherlich seelisch viel näher als manches Ehepaar. Beide leiden unter der Situation, sich immer wieder zurücknehmen zu müssen, um dem Anderen nicht gar zu deutlich die eigenen Gefühle offen zu legen. Helene äußert sich in ihren Briefen wesentlich zurückhaltender als Albert. Als sie im November 1903 Straßburg verlässt, ist dem Freund bewusst, dass seine Freundin nicht abgereist wäre, hätte er um ihre Hand angehalten.

In der Folgezeit hüllt sich Helene in Schweigen. Sie beantwortet die langen Briefe Schweitzers nicht. Offensichtlich befindet sie sich in einer Krise und sieht selbst keinen Ausweg. Erst später spricht sie von einer Depression, die durch ihre Untätigkeit ausgelöst worden sei. Albert ist sehr beunruhigt, als er nichts von Helene hört. Er befürchtet, seine Freundin

verloren zu haben. Schließlich rafft sich Helene zu einem Brief auf, den sie französisch verfasst. Mit großer Sensibilität beruhigt sie den Freund und fügt auf Deutsch hinzu: „*Sie sollen sich nicht um mich sorgen, niemals.*“³⁰

Albert hat den französisch verfassten Brief als Geste der Zuneigung verstanden. Später werden beide – wie es im Elsass üblich war – manchmal mitten im Satz die Sprache wechseln.

Im Januar 1904 erleben wir Helene in Stettin. Im Städtischen Krankenhaus lässt sie sich in drei Monaten zur Krankenpflegerin ausbilden. Als Schülerin unterliegt die inzwischen 25-Jährige einem fest geregelten Tagesablauf. Die Arbeit beginnt morgens gegen sechs Uhr und endet gegen 20 Uhr, anschließend wird an zwei Abenden von 20 bis 22 Uhr Theorie vermittelt. Ein Abend in der Woche ist der Unterweisung durch einen Pastor vorbehalten. Um der Langeweile zu entgehen, sammelt sie Stilleblüten, die sie Albert schickt. Nur ein freier Nachmittag dient zur Erholung. Trotz dieser ungeheuren Anspannung schreibt sie bereits im Februar an Albert: „*Ich bin sehr, sehr glücklich und leide nicht einmal mehr unter der körperlichen Erschöpfung wie am Anfang.*“³¹ Während ihres Stettin-Aufenthaltes wird ihr Vater in Straßburg zum Rektor der Universität gewählt. Zum ersten Mal hat ein ungetaufter Jude diese Ehrung erfahren.

Nach Beendigung des Krankenpflegekurses zieht Helene für einige Monate zu ihrer Tante Clara Heynsen nach Hamburg. Vermutlich war dies der Wunsch der Eltern, die sich von dem Aufenthalt erhoffen, dass ihre Tochter wieder zu einem standesgemäßen Leben zurückfindet und ihre Lene Abstand von Albert bekommt, damit sie sich auf einen anderen Mann einlassen kann. Die Eltern sorgen sich inzwischen, dass ihre Tochter als „*sitzen gebliebenes*“ Mädchen den Spott ertragen muss, ein „*Blaustrumpf*“ oder eine „*alte Jungfer*“ zu werden.³²

In Hamburg nimmt Helene teil an familiären und gesellschaftlichen Ereignissen: Sie besucht Verwandte und Konzerte, geht ins Theater und führt das Leben, das ihre Eltern von ihr erwarten. Ausgerechnet hier und jetzt gewinnt sie Klarheit und glaubt zu wissen, dass es ihr gelingen wird, als unverheiratete berufstätige Frau leben zu können. Am 5. Juni 1904 schreibt sie an Albert, sie fühle sich „*fröhlich*“ und „*zufrieden*“ und fährt fort: „...

Das kommt daher, dass wir beide – so glaube ich zumindest – jeweils im andern eine verlässliche Stütze gefunden und dadurch gelernt haben, allein zu geben, ganz allein, niemanden mehr zu brauchen, innerlich, versteht sich.“³³ Spätestens seit dem Frühjahr 1904 vermisst Schweitzer seine Freundin sehr. Von ihr sind diesbezüglich keinerlei Äußerungen erhalten. Es kommt ihr aber auch nicht in den Sinn, sich nach einem anderen Mann „*umzuschauen*“. Inzwischen genießt sie den Zustand, dass Albert sie bewundert, ihr jedoch alle Freiheiten zugesteht. „*Also, Fräulein Bresslau, ich mache den höflichsten Diener vor Ihnen, aber Du bleibst mein guter und treuer Kamerad, ...Wenn ich der Kronprinz wäre, ich würde Dich heiraten, und Du wärest eines Tages Kaiserin ...*“³⁴ Deutlicher konnte Schweitzer seine Bewunderung für seine Freundin nicht ausdrücken.

Die Sommerferien verbringt Helene zusammen mit den Eltern im Schwarzwald. Dort schreibt sie einen Artikel mit dem Titel „*Gott. Von einer Suchenden.*“³⁵ Der Aufsatz wird im Dezember 1904 im „*Protestantenblatt*“ veröffentlicht, allerdings ohne ihren Namen zu nennen. Wird sie somit wortlos als Jüdin, oder aber auch als Frau ausgegrenzt? Helenes Ausführungen sind eine Vorwegnahme der Gedanken, die Schweitzer in einer Predigt am 2. Juni 1907 aufgreifen wird, wo er sagt, dass „*... in jedem Menschengeste ein Funke des Göttlichen Geistes wohnt*“.³⁶

Waiseninspektorin

Silvester 1904 schreibt Schweitzer einen Brief an Helene, in dem er mehrfach vom Sie zum Du und wieder zum Sie wechselt, denn noch ist er sich unsicher, ob er seine eigenen Gefühle so aussprechen darf: „*Es schlägt Mitternacht. Ich habe das vergangene Jahr in Gedanken an Sie beendet, und ich beginne dieses Jahr in Gedanken an Sie.*“ Und wenig später fährt er im vertraulichen Du fort: „*Ich danke Dir in dieser letzten und ersten Stunde des Jahres für alles, was Du für mich bist.*“ Abschließend: „*Ich küsse Ihnen lange die Hand.*“³⁷

Anfang Februar besuchen beide einen Ball, zu dem Rudolf Schwander, Leiter des Straßburger Armenwesens und späterer Bürgermeister, eingeladen hatte. Helene war die Stelle einer Waiseninspektorin angeboten worden. Die Freude über diese Anerkennung wird Helene ausstrahlen. Fasziniert von seiner Freundin schreibt Albert noch in derselben Nacht einen Brief: „Stellen Sie sich vor, ich glaube manchmal, dass ich Ihnen eines Tages bei einer großen Aufgabe begegnen werde, dass unsere Wege sich vereinigen werden, was weiß ich!“⁴³⁸

Helene arbeitet gerade seit einigen Wochen in einer Säuglingsheilstätte, die einem kleinen Krankenhaus angegliedert ist. Ihre Familie, aber auch einige ihrer Freundinnen reagieren mit Ablehnung. Ihrem Vater ist es peinlich, dass seine Tochter sich sozial engagiert. Die Arbeit wird nicht nur schlecht bezahlt, sie hat auch ein geringes gesellschaftliches Ansehen. Trotz des Widerstandes, der ihr von den Eltern und nahestehenden Personen entgegengebracht wird, tritt Helene am 1. April 1905 die Stelle als Waiseninspektorin an. Albert bewundert jetzt seine berufstätige Freundin, denn sie hatte erreicht, worum er sich vergebens bemüht hatte. Seit November 1903 war es sein Wunsch gewesen, Waisenkinder bei sich aufzunehmen, doch bisher war ihm kein einziges Kind vermittelt worden.

Im Dezember 1904 äußert sich Schweitzer gegenüber Helene zum ersten Mal darüber, dass er sich der französischen Mission zur Verfügung stellen will.

Während Helene ganz in ihrer Arbeit als Waiseninspektorin aufgeht und dabei erstmalig erlebt, dass durch ihren Einsatz menschliche Not gelindert werden kann, ist Albert unruhig und auf der Suche, worin seine Bestimmung liegen könnte. Helene steht ihrem Freund so gut wie es ihre Möglichkeiten erlauben bei. Dieser empfindet seine Freundin nun als die Stärkere in ihrer Beziehung.

Doch das Glück, das Helene durch Albert und ihre Berufstätigkeit erfährt, kann sie nicht genießen. Ihre Eltern verbieten ihr plötzlich den weiteren Umgang mit Schweitzer.³⁹ Sie sehen den guten Ruf ihrer Tochter gefährdet und möchten selbst auch nicht ins Gerede kommen. Doch Helene hält an ihrer Freundschaft fest. Sie führt endlose Debatten mit ihren Eltern, versucht zu erklären, warum ihr die Verbindung zu Albert so

wichtig ist. Je mehr sie die Beziehung verteidigt, desto enger wird diese. Am 1. Juli 1905 wird Albert sagen: „Die Kraft Deines Denkens, die mich umgibt, schützt und erhält mich, das fühle ich.“⁴⁰ Gestärkt von dieser unsichtbaren Kraft schreibt er am 9. Juli 1905 einen Brief an die Pariser Missionsgesellschaft, um sich „zur Verfügung zu stellen.“⁴¹

Ab Juni 1906 wird der briefliche Kontakt immer inniger. Nun redet Schweitzer Helene mit „Meine Große“ an.⁴² Im Dezember greift Helene diese Anrede auf. Albert ist nun ihr „Großer“.⁴³ Ihr Briefkontakt und ihre Begegnungen sind von gegenseitiger Wertschätzung getragen. Doch es werden noch fast acht Jahre vergehen, bis beide nach Afrika aufbrechen können.

Schwierige Monate folgen für Albert. Helene ist in dieser Zeit die Einzige, die seine Pläne bedingungslos unterstützt.⁴⁴ Schweitzers Eltern, insbesondere die Mutter Adele, konnten die Entscheidung ihres Sohnes nicht akzeptieren.

Als Waiseninspektorin hatte Helene die Verantwortung für etwa 1.200 Säuglinge und Kleinkinder. Zweimal in der Woche assistiert sie dem Gemeindegewaisenrat bei seinen unentgeltlichen Untersuchungen,⁴⁵ dabei sind Sachverstand und Menschenkenntnis gefragt. Täglich fallen bis zu 30 Hausbesuche an. Dank ihres großen Einfühlungsvermögens gelingt es ihr, schnell Kontakt zu den verunsicherten, hilfsbedürftigen Müttern aufzubauen. Diese beobachten, wie warmherzig und liebevoll sie mit den Kindern umgeht. Helene nimmt Menschen für sich ein. Sie besitzt Takt- und Fingerspitzengefühl. Ihre Warmherzigkeit ist mit konstruktiver Kritik und Urteilskraft gepaart. Sie erlebt, dass viele ledige junge Frauen nach der Geburt nicht wissen, wo sie mit ihrem Kind unterkommen können. Es reift in ihr der Plan, ein Mütterheim zu gründen. Zusammen mit ihrer Freundin Helene Dominicus und Elly Knapp kann sie dieses auch verwirklichen. Ihr Anliegen wird vom Bürgermeister Schwander unterstützt, aber Helene muss selbst tätig werden. Es bedarf mehrerer Aufrufe in den Straßburger Zeitungen, bis 150.000 Mark für das Haus und den Unterhalt zusammen gekommen sind. Am 4. Oktober 1907 kann Helene ihrem Freund stolz mitteilen: „... Verein Mütterheim gegründet.“⁴⁶ Es wird am 15. Oktober in Neudorf eröffnet und bietet acht Müttern mit ihren Kindern eine Bleibe. Bei der Realisierung dieses großen Projekts hat sich Helene ver-

ausgab. Sie erlebt Ende November einen Zusammenbruch. Auch in späteren Zeiten wird sich wiederholen, dass sie alle ihre Kräfte mobilisiert, um ein Ziel zu erreichen und sich dabei überfordert.

Die Familie Schweitzer lädt sie in den Weihnachtsferien nach Günsbach ein. Alberts Eltern haben längst erkannt, welchen guten Einfluss die kluge Professorientochter auf ihren Sohn hat und wie sehr sie ihm beisteht. Sie können einer ehelichen Bindung ihres Sohnes mit Helene nur zustimmen. Bereits zwei Jahre zuvor im Mai 1907 hatte der Vater zu Albert gesagt: *„Wenn der Tag käme, an dem du mir sagen würdest, Helene wird meine Frau, wäre das einer der schönsten Tage für mich!“*⁴⁷ Und wenige Monate später schreibt Albert an Helene: *„... da hob mein Vater das Glas und hieß uns auf die Gesundheit ‚der intelligenten Frauen und auf die von Fräulein Bresslau im besonderen‘ trinken ... und das haben wir getan.“*⁴⁸

In Günsbach erholt sich Helene rasch, fährt sogar mit Alberts Bruder Paul Ski. Beim Versuch, ohne Stöcke über tauenden Schnee zu gleiten, stürzt sie so unglücklich, dass sie sich eine Wirbelsäulenverletzung zuzieht. Sie spielt die Folgen ein Leben lang herunter. Immer wieder wird ihr der Rücken Schmerzen bereiten.

Im April 1909 kündigt sie ihre Stelle als Waiseninspektorin, denn sie hat bereits im Blick, dass ihr Freund eine Hilfe im Urwald benötigen wird. Vier erfolgreiche Jahre liegen hinter ihr. Ihre weitblickenden Ideen werden später in die Sozialgesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland einfließen.⁴⁹

Bevor sie mit einer Ausbildung zur Krankenschwester beginnt, kommt sie einem Reisewunsch nach: Sie besucht ihre Freundin Lena in der Ukraine, die sie einst in London kennengelernt hatte. Mitte Juli reist sie weiter nach Moskau und kehrt im August über Finnland zurück. Die politische Situation war derzeit nicht beunruhigend, doch für eine allein reisende junge Frau mit geringen Russisch-Kenntnissen war sie auch nicht ganz ungefährlich.

Ausbildung zur Krankenschwester

Helene ist bereits 30, als sie ihre einjährige Ausbildung zur Krankenschwester im Bürgerspital zu Frankfurt am Main am 1. Oktober 1909 antritt. Die Arbeitsbedingungen ähneln denen, die sie in Stettin erlebt hatte. Ein Arbeitstag kann manchmal 14 bis 18 Stunden dauern. Nur ein freier Nachmittag in der Woche dient der Entspannung und Erholung. Die Vergütung ist gering, kaum mehr als ein Taschengeld erhalten die Schwesternschülerinnen. Viele brechen deshalb die Ausbildung ab. Hinzu kommt, es gibt kaum einen Schutz vor Ansteckung. In ihren Briefen klagt Helene über die große Belastung. Ständig muss sie gegen Übermüdung ankämpfen. Für geistige Abwechslung bleiben weder Kraft noch Zeit. Die schlechten Arbeitsbedingungen der Krankenschwestern waren dank der Presse zwar hinreichend bekannt, aber lange änderte sich nichts.

Heute kaum vorstellbar, es war den Schülerinnen nicht erlaubt, Korrespondenz von Männern zu erhalten. Albert umgeht dieses Verbot, indem er seiner Freundin mit erfundenem Absender und von wechselnden Orten aus schreibt.

Doch Helene lernt viel in dem Bürgerspital. Im April 1910 berichtet sie von ihrer ersten Narkose, klagt aber auch: *„... daß ich ein Kamel war, überhaupt hierher gegangen zu sein – so daß ich oft recht Not habe auszubalzen.“*⁵⁰

Erschöpft und krank kehrt sie nach ihrem Examen nach Straßburg zurück. Sie leidet unter den Folgen der Wirbelsäulenverletzung und bald wird deutlich, dass sie sich während ihrer Ausbildung zur Krankenschwester mit Tuberkulose angesteckt hat. Mit dieser Diagnose, das ist dem Paar klar, wird Helene nicht im tropischen Urwald arbeiten können. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte diese Krankheit häufig zum Tode; denn es gab keine wirksamen Therapien. Aus Angst vor Ansteckung wurden Infizierte von der Gesellschaft ausgegrenzt. Verena Mühlstein führt an, dass in Helenes Ausbildungsjahr 35 Krankenschwestern, alle unter 40 Jahren, wegen Überforderung starben. Selbstmord, Abhängigkeit von Morphium, Tuberkulose und Herzerkrankungen benennt sie als Todesursachen.⁵¹

Die Zeit vor der Ausreise

Im Februar 1911 begibt sich Helene in ein Sanatorium in Königsfeld. Innerhalb von vier Monaten erholt sie sich so gut, dass Schweitzer davon ausgeht, wenn er im nächsten Jahr aufbricht, werde ihn Helene begleiten können. Die Abreise ist für Juni/Juli 1912 geplant.

Albert ist klar, dass die Mission ihn und Helene nur als verheiratetes Paar ziehen lassen wird. Daher denkt er nun an eine offizielle Verbindung mit seiner Freundin. Es ist der 22. Dezember 1911, als Albert bei den Eltern Bresslau um die Hand ihrer Tochter anhält.⁵² Die längst fällige Verlobung wird bekannt gegeben. Das Paar ist zunächst etwas verunsichert, dass jetzt alle ihre Freunde eingeweiht sind und die Heimlichkeiten ein Ende haben. Doch die Vorbereitungen für Afrika erfordern Offenheit und Zusammenarbeit.

Schweitzer versucht, in seinem großen Bekanntenkreis möglichst viel Geld für ein Krankenhaus zu sammeln. Denn er hat sich bei der Mission verpflichtet, für alle Unkosten in Afrika selbst aufkommen zu wollen. Was für ein mutiger Entschluss, der ihn später in große Bedrängnis bringen wird.

Ein kleines Komitee entsteht, das Schweitzer bei der Besorgung von Medikamenten und Material, aber auch beim Spendensammeln hilfreich unterstützt. So gut es damals möglich war, versucht das junge Paar sich auf den neuen Lebensabschnitt in Afrika vorzubereiten. Man studiert zahlreiche Zeitungsberichte aus den Kolonien. Aufschlussreicher sind jedoch Gespräche mit Menschen, die den Kongo selbst erlebt haben. Zu diesen gehört das Ehepaar Georgette und Leon Morel. Sie waren schon drei Jahre von 1908 bis 1911 als Missionare in Lambarene tätig. Helene hat offensichtlich eigene Vorstellungen von einem Leben am Äquator. Man muss ihr abraten, ein Ledersofa mitzunehmen, aber auf das Silberbesteck will sie auf keinen Fall verzichten.⁵³

Am 13. Mai 1912 fällt die Mission die Entscheidung, Schweitzer das Gastrecht auf einer ihrer Stationen zu geben. Die vorausgegangenen Kränkungen und Querelen mit der Missionsgesellschaft haben dem jungen Mann ernstlich zugesetzt.⁵⁴ Er erkrankt, sodass an Ausreise nicht zu den-

ken ist. Vermutlich ist es Helene zuzuschreiben, dass er „*nicht alles hingeworfen hat*“.

Am 18. Juni 1912 werden Helene und Albert durch den Schwager Albert Woytt in der Günsbacher Kirche getraut. Auf dem Hochzeitsfoto macht Albert nicht gerade einen glücklichen Eindruck. Er ist noch immer nicht fieberfrei. Die ursprünglich vorgesehene Ausreise muss für mehrere Monate verschoben werden. Doch in diesen arbeitet er an einer Neuauflage der „Leben-Jesu-Forschung“. Helene wird – wie schon in den Jahren zuvor – eifrig Korrektur lesen, das hatte sie schon bei Alberts früheren Editionen getan, wie z. B. den beiden Bach-Büchern.

Im Februar 1913 werden 70 Kisten gepackt, mit den Buchstaben „ASB“ (Albert Schweitzer Bresslau) versehen und nach Bordeaux verfrachtet.

Vor der Ausreise verliert Helene ihren jüngsten Bruder Hermann. Seit September 1911 war er verheiratet und hatte inzwischen eine sechs Monate alte Tochter. Während einer Blinddarm-Operation stirbt er 29-jährig. Die Familie ist tief erschüttert, besonders aber Helene. Albert wird die Traueransprache halten.

Einen Monat später, es ist Karfreitag, der 21. März 1913, und der Geburtstag von Alberts Vater. Die Familie sitzt am Frühstückstisch, plötzlich verlässt Alberts Mutter, ohne ein Wort zu sagen, den Raum. Ihr Schmerz, dass ihr so vielseitig begabter Sohn nicht in Europa seine Karriere fortsetzt, ist so groß, dass sie ihn nicht verbergen kann. Vielleicht hat sie damals schon gespürt, dass sie Albert nie wiedersehen wird.

Mitten in den Wirren des Ersten Weltkrieges wirft ein scheuendes Pferd auf der Straße sie zu Boden. Sie stirbt am 3. Juli 1916 an ihren Verletzungen. Bei Albert und Helene überdeckt das Glücksgefühl, endlich zu ihrem gemeinsamen Ziel aufbrechen zu können, den Abschiedsschmerz. Den 22. März erlebt das junge Paar in Straßburg, es sind genau elf Jahre vergangen seit dem Beginn ihrer Freundschaft.

Ankunft und Leben in Lambarene

Mit der Schiffsreise von Bordeaux am 26. März 1913 beginnt Helenes Tagebuch. Einmal wöchentlich trägt sie in dieses ihre Beobachtungen ein, die sie für ihre Familie festhalten will. Und da der Clan groß ist, sind fünf Durchschriften nötig.⁵⁶

Die Hauptstadt Libreville von Französisch-Äquatorial-Afrika, dem heutigen Gabun, erreichen sie am 13. April. Freundlich werden sie von Missionar Ford begrüßt, der sie mit Früchten und Blumen empfängt. Mit der „Alembe“, einem kleinen Flussschiff, geht es auf dem Ogowe weiter. Plötzlich umgibt sie nur noch Wasser und Urwald. Den Uferstrand säumen grünes Blattwerk, Schlingpflanzen, Baumstämme mit mächtigem Wurzelwerk, dazwischen tummeln sich Vögel wie Reiher und Fischadler und zuweilen ein Äffchen. Die Schweitzers sind fasziniert von der andersartigen, bisher ungekannten üppigen Vegetation. Die Eindrücke lösen Begeisterung aus und diese wird anhalten.

Am 16. April erreichen sie in Begleitung zweier Missionare Lambarene. Ein Kanu, von den Einheimischen Piroge genannt, bringt sie zur Missionsstation Andende.

Obwohl die Schweitzers in ein unterentwickeltes Gebiet der Erde gekommen sind und auf manchen Komfort verzichten müssen, fühlen sie sich schnell heimisch. Zwar ist die Einrichtung des Hauses bescheiden, aber es kann mit Silberbesteck gespeist werden.

Schon bald, nachdem das Paar eingetroffen ist, kommen die ersten Patienten. Einen Behandlungsraum hatte die Mission nicht – wie versprochen – zur Verfügung gestellt. In einem einfachen Hühnerstall, der schnell gekalkt wird, nimmt Schweitzer die ersten Operationen vor. Helene assistiert, kocht das OP-Besteck und die Binden aus und versieht den Haushalt. Mitte Mai trifft Joseph Azowani, ein ehemaliger Koch, als Patient ein. Er lässt durchblicken, dass er gerne beim Doktor arbeiten möchte. Joseph erweist sich als Glücksfall. Er spricht gut englisch und französisch und beherrscht außerdem acht Sprachen der Eingeborenen. Im Juni kommt ein weiterer Koch. Nun kann Joseph als erster Heilgehilfe ausschließlich den Doktor unterstützen. Er ist Ratgeber und Übersetzer; denn Albert hatte

sich zuvor keine Sprachkenntnisse der Einheimischen aneignen können. Die Erfolge des Arztes sprechen sich schnell herum. Immer mehr Kranke, auch Schwerstkranke mit Lepra, Schlafkrankheit, Hautwunden, Pneumonien, Herzerkrankungen und Brüchen, um nur die wesentlichen Krankheiten zu nennen, suchen das Spital auf. Nicht selten sind es 50 Patienten, die an einem Tag behandelt werden müssen.⁵⁷

Ruhepausen gibt es für die Schweitzers kaum. Selbst das vierhändige Klavierspiel ist ein Luxus, den man sich nicht häufig gönnen kann. Trotzdem wird Helene später diese Zeit als die glücklichste in ihrem Leben bezeichnen.⁵⁸

Verantwortungsgefühl, Selbstdisziplin und selbstständiges Handeln sind täglich gefragt. Wie gut, dass beide in ihrer Kindheit und Jugendzeit darauf vorbereitet wurden.

In Lambarene lernen wir die Städterin Helene noch von einer neuen Seite kennen. Zu ihren vielfältigen Gaben und Pflichten erleben wir sie jetzt auch als Gärtnerin. Um sich gesund zu ernähren, werden in einem großen Garten, den ihr Mann durch den Mist von Antilopen fruchtbar gemacht hat, Tomaten, Radieschen, Gurken, Salat, auch Auberginen und Kohlrabi angebaut.⁵⁹ Die wenigen aus Europa importierten Lebensmittel sind sehr teuer, deshalb ist Selbstversorgung angesagt. Obst ist ebenfalls vorhanden.⁶⁰ Eine Hühnerzucht wird angelegt und somit können Eier, aber auch Milch von Ziegen und Fisch aus dem Ogowe den Speiseplan bereichern.

1915 schreibt Helene an ihre Eltern: „*Wir besitzen jetzt: 52 Hühner, 3 Ziegen, 2 Enten, 1 Schaf, 1 Antilope, 1 Hund, 1 Katze & 1 Papagei – reicht das?!?*“⁶¹

Grund zum Klagen liefert das schwarze Dienstpersonal. Es enttäuscht durch seine Unzuverlässigkeit und die lässige Einstellung ihren Pflichten gegenüber. Helene, die Zuverlässigkeit in Person, kann sich damit nur schwer abfinden. Andererseits erlebt sie auch positive Seiten der Schwarzen: Sie sind warmherzig, gutmütig und geduldig im Ertragen von Leiden.

Abwechslung und Entspannung am Sonntagnachmittag bieten Ausflüge in den Urwald. Helene springt bergauf, bergab über Wasserläufe oder balanciert über Baumstämme. Sie „*ist ausgesprochen furchtlos*“⁶² – das war sie

schon in ihrer Kindheit – denn Neugier und Faszination sind stärker als ihre Angst.

Mitte November 1913 steht die erste Behandlungsbaracke. Nun kann an den Vormittagen Sprechstunde gehalten werden und an drei Nachmittagen wird operiert.

Noch vor Weihnachten bekommt die Familie Zuwachs durch einen Hund mit Namen Caramba. Hierzu schreibt Albert an Fritz Haas: „... weil ich auf diese Weise etwas, wenn auch auf Spanisch, fluchen kann, was im allgemeinen und bei frommer Umgebung für die Gesundheit vonnöten ist.“⁶³

Das erste Weihnachtsfest in den Tropen verbringen sie mit dem Ehepaar Morel. „Ganz wie in Europa liebt es Helene, Gäste zu haben.“⁶⁴ Das Gästebuch ist voll von Eintragungen.

Gefangenschaft in Lambarene und in Frankreich

Vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges erfahren die Schweitzers erst am 5. August 1914. Aus Europa war die letzte Postsendung im Juli eingetroffen; denn die Briefe aus der Heimat kommen oft erst nach ein bis zwei Monaten an.

Als Deutsche, die sich auf französischem Boden befinden, dürfen sie nicht fliehen, sie haben sich als Kriegsgefangene zu betrachten. Jeder Kontakt zu Weißen oder Schwarzen ist ihnen untersagt, ausgenommen sind ihre Hausangestellten und die Kranken. Diese dürfen sie vorerst noch versorgen. Mit Verlauf des Krieges werden die Schweitzers immer neuen Schikanen ausgesetzt, im Gegensatz zum elsässischen Ehepaar Morel, dem 1916 ein „*Erholungsurlaub in der Nähe von Bordeaux bewilligt*“ wird.⁶⁵

Den Befehl, sich für den Rücktransport fertigzumachen, bekommen die Schweitzers Ende September 1917. Mitte November erreichen sie Bordeaux, den Hafen, von dem sie vor vier Jahren hoffnungsvoll aufgebrochen waren.⁶⁶ Sie werden untergebracht in einer eisigen Zelle, man muss sich vor Augen halten, dass sie jahrelang in tropischer Hitze gelebt haben. Hier erkrankt Schweitzer an Dysenterie (Ruhr), und Helenes Husten wird im-

mer heftiger. Helene kann sich von den Strapazen nie mehr ganz erholen und Albert muss sich mehrmals operieren lassen.

Ende November werden die Schweitzers in ein halb verfallenes Kloster nach Garaison gebracht. Hier wird ihnen ein Zimmer mit einem wärmespendenden Kamin zugeteilt. Der Schwiegervater, Harry Bresslau, ermöglicht bei den Behörden weitere Hafterleichterung, dadurch kommen sie Ende März 1918 in ein Lager für Elsässer nach St. Remy. Die Lebensbedingungen sind hier aber keineswegs besser. Helene leidet unter den kalten Steinfußböden. Die Gefangenschaft macht ihr zu schaffen, auch deshalb, weil sie schwanger ist.

Straßburg – Rhena – Uppsala

Erst im Juli 1918 wird das Ehepaar freigelassen. In Konstanz erwartet die Familie Bresslau ihre kranke, erschöpfte Tochter. Was für ein emotionales Wiedersehen war das nach fünfeinhalb Jahren Trennung! Im August dürfen die Schweitzers endlich nach Günsbach zu Louis Schweitzer reisen. Nur wenige Monate später muss die hochschwangere Helene erleben, wie die siegreiche französische Armee ihren Vater und ihre Mutter aus Straßburg ausweist. Unter den Hohnrufen des Pöbels werden die Eltern wie Vieh über die Rheinbrücke getrieben. Wie sehr hätte Helene gerade jetzt die Nähe ihrer Eltern gebraucht!

Am 14. Januar 1919, dem 44. Geburtstag ihres Mannes, wird sie die Tochter Rhena Fanny Suzanne zur Welt bringen. Albert ist überglücklich über das Geburtstagsgeschenk.

Kälte und Hunger beherrschen die Nachkriegszeit. Mehr als 20 Millionen Menschen sterben weltweit an der Spanischen Grippe (1919/1920). Auch Helene erkrankt. Straßburg, die Stadt, die ihr für viele Jahre Heimat gewesen war, ist ihr fremd geworden.

Die immensen Schulden, die sich durch den langen Aufenthalt in Lambarene aufgehäuft haben, bedrücken das Ehepaar. Ursprünglich waren ja nur eineinhalb Jahre angedacht, dann wollte man nach Europa zurückkehren und durch Schweitzers Konzerte neue Spenden einsammeln.

Aber es gibt auch Lichtblicke und Hilfsangebote. Ab April 1919 dürfen sie im alten Pfarrhaus von St. Nikolai wohnen. Doch Helene fühlt sich als Hausfrau überlastet. Sie ist reizbar, schläft schlecht, ist ständig übermüdet. Ihr Unwohlsein resultiert aus einer neu aufflammenden Tuberkulose.

Albert geht es wieder besser. Ab Februar 1919 predigt er in St Nicolai, erstmals spricht er über seine Ehrfurcht vor dem Leben: *„Ich bin Leben, inmitten von Leben, das leben will.“* Den Schlüssel zu seiner Ethik hatte er 1915 mitten auf dem Strom des Ogowe gefunden, als er sich einer Herde von Flusspferden gegenüber sah.

Zwei Tage vor Weihnachten trifft vom schwedischen Erzbischof Nathan Söderblom eine Einladung ein. Schweitzer soll an der Universität zu Uppsala über seine Ethik sprechen. Ende April 1920 hält er seine erste Vorlesung. Auch Helene bekommt eine Aufgabe, sie soll im Frauenmissionsverein über ihre Arbeit in Lambarene berichten.

Söderblom, der um Schweitzers Sorgen weiß, ermöglicht, dass Albert in vielen Städten Schwedens Vorträge halten und Konzerte geben kann. Bei diesen Veranstaltungen kommt viel Geld zusammen. Im Juni kann Schweitzer bereits 10.000 Franc an die Mission überweisen. Nun bleibt nur noch eine kleine Restschuld.

Helenes Krankheit – Ein neues Heim

Im April 1921 kündigt Schweitzer seine Stellung in Straßburg, um Zeit für die Ausarbeitung seiner Kulturphilosophie zu haben. Es folgt ein Umzug ins Günsbacher Pfarrhaus. Im Sommer wird ihm ein Lehrstuhl für Systematische Theologie von der Universität Zürich angeboten. Nach reiflichen Überlegungen lehnt Albert ab. Zum dritten Mal war ihm eine Professur angetragen worden. Helene kann ihren Schmerz nur schwer verbergen. Gerne hätte sie ihre kleine Familie in dieser Zeit in einer gesicherten Existenz gewusst. *„Ich höre noch ihr Weinen im Zimmer in Günsbach, als ich im August die Depesche nach Zürich abgeschickt habe“*, schreibt Schweitzer an Greta Lagerfelt.⁶⁷ Helene wird sich anderen gegenüber nie darüber äußern. Auch Albert ist diese Entscheidung nicht leicht gefallen. Aber er möchte

sich die Zukunft offen halten. Bereits im Juni 1920 hatte er dem *„Vorsitzenden der protestantischen Missionskonferenz im Ogowegebiet“*⁶⁸ mitgeteilt, dass er beabsichtige, seine Tätigkeit als Arzt wieder aufzunehmen. Damit Helene während Alberts Abwesenheit wenigstens ein Zuhause hat, beschließen sie, ein Haus in Königsfeld im Schwarzwald zu bauen. In einem Waldhotel zwischen Königsfeld und Kirnach hatten sie ihre Flitterwochen verbracht, aber noch entscheidender war, hier kam es 1911 zur Remission ihrer Tuberkulose.

Bevor sie das neue Haus in Königsfeld beziehen können, spielen sich dramatische Ereignisse ab. Im August 1922 bekommt Helene einen Blutsturz, jetzt ist klar, dass eine lebensbedrohliche Erkrankung vorliegt. Albert bringt seine von der Krankheit gezeichnete Frau zu Professor Cahn ins Städtische Krankenhaus Cannstatt bei Stuttgart. Helene und Albert sprechen in ihren Briefen nie das Wort Tuberkulose aus, stattdessen ist nur von *„Husten“* oder *„Katarrh“* die Rede. Als Waiseninspektorin hatte sie erfahren, wie stigmatisierend die Tuberkulosekrankheit war. Die Betroffenen wurden wie Aussätzige behandelt. Nur die Eltern und der Bruder erfahren die Diagnose.

Schweitzer arbeitet an seiner Kulturphilosophie, wenn er nicht auf Konzertreisen ist. Die geistige Beschäftigung und das Reisen lenken ihn von seinen Ängsten um seine Frau ab. Helene hingegen ist ihren Befürchtungen und Sorgen ausgeliefert. Sie weiß, dass einige ihrer Angehörigen an dieser Krankheit gestorben sind,⁶⁹ das belastet zusätzlich. Helene drängt Ende Oktober auf eine vorzeitige Entlassung, dabei hat sie nach wie vor eine offene Tuberkulose. Eine Verschlimmerung tritt ein, bereits auf der Fahrt nach Königsfeld bekommt sie Fieber.⁷⁰ Im winterlichen Königsfeld fühlt sie sich sehr einsam und verlassen; denn sie darf keinen Besuch empfangen. In der Villa Mendelssohn-Bartholdy hat Schweitzer eine Wohnung angemietet, bis sie ihr Haus beziehen können. Zu Weihnachten kommen Helenes Eltern, sie sind erschrocken über den Zustand der Tochter; denn diese hatte ihre Situation bewusst verharmlost. Da die Tuberkulose inzwischen auch den Kehlkopf angegriffen hat, kann Helene kaum sprechen. Albert weiß um den Ernst der Lage. Aus Sorge um seine Frau verschiebt er die für Anfang des Jahres geplante Ausreise nach Lambarene.⁷¹

Da Schweitzer häufig in Straßburg weilt, um sich an der Augenklinik mit Star-Operationen vertraut zu machen, aber auch seine gynäkologischen Kenntnisse an der Frauenklinik erweitern will, ist Helene häufig allein. Für die dreijährige Rhena ist es nicht leicht, sich auf die kranke Mutter einzustellen. Sie, ein kleiner Wirbelwind, möchte herumtoben und mit der Mutter sprechen, zumal Kinder ihres Alters in der Umgebung fehlen.

Am 1. Mai 1923 ist es soweit, ihr Haus ist fertig, und sie können bei strahlendem Sonnenschein einziehen. Die Türbalken wird Helene eigenhändig mit folgenden Versen versehen, die sowohl alte Spruchweisheit als auch ihre Bibelkenntnis verraten:

Albert Schweitzer – 1923 – Helene Bresslau

Dies Haus ist mein – und doch nicht mein,

Wer nach mir kommt – bleibt auch nicht drein;⁷²

Denn wir haben hier keine bleibende Statt,

Doch die zukünftige suchen wir.⁷³

Eure Lindigkeit laßt kund sein allen Menschen.⁷⁴

Gläubigkeit und Gottergebenheit sprechen aus diesen Formulierungen, gemäß den Psalmworten: „*Ich bin ein Gast auf Erden.*“ (Ps. 119, 19.)

Die Anstrengungen des Umzugs bringen wieder einen Rückfall. Um Helene zu unterstützen, kommt ihre Freundin Johanna Engel und versieht für drei Monate den Haushalt. Eine Hilfe sind ihr auch die 16-jährige Nichte Line und ihre jüngere Schwester Odilia. Endlich hat Rhena eine gleichaltrige Spielkameradin.

In den Sommerwochen bleibt Albert bei seiner Familie. Er legt einen großen Nutzgarten an, denn man weiß ja nie, ob die Versorgung mit Lebensmitteln ausreichend ist. Auch ein Hund, Miro, wird angeschafft, außerdem Hühner.

Das Weihnachtsfest 1923, das erste im neuen Heim, verbringt die Familie gemeinsam. Doch Helene ist bereits von Unruhe erfüllt und sieht der Ausreise ihres Mannes mit gemischten Gefühlen entgegen. Sie fährt Ende Januar 1924 nach Straßburg, um wenigstens in den letzten beiden Wochen Albert räumlich nahe zu sein.

Trauer – Verzweiflung – Krisenzeit

Am 14. Februar 1924 bricht Schweitzer von Straßburg auf. Wehmut und Schmerz, den es zu verbergen gilt, begleiten diesen Abschied. Noch ahnt Helene nicht, dass sie erst im August 1927 ihren Bery nach dreieinhalb-jähriger Trennung wiedersehen wird. Vorerst glaubt sie, in einem Jahr mit Rhena nachreisen zu können. Doch ihr Gesundheitszustand wird dies nicht zulassen. Nachts wacht sie immer wieder auf, schläft kaum zwei Stunden. Die Tage sind durch Haushalt ausgefüllt, für die Gartenarbeit findet sie einen Obdachlosen, der ihr hilft. Aber die Sehnsucht nach Albert bleibt. Auch Verwandte und Freunde sind kein Ersatz für den fehlenden Gatten. Ihre Verzweiflung ist so groß, dass sie an Albert schreiben kann: „*Es ist mein Schicksal, dass mir die Arbeit, die meine Freude war, genommen ist ... Du hättest mich vielleicht doch nicht so alleine lassen sollen.*“⁷⁵ In diesen Zeiten kommt die ganze Tragik ihrer Situation zum Ausdruck. Albert ist der Einzige, bei dem sie sich aussprechen kann, aber er ist ja auch die Ursache für ihren Kummer. Die Arbeit in Lambarene war ihr Lebensinhalt, aber auch ihr gemeinsames Werk. Wenn von Albert tröstende Briefe eintreffen, dann beruhigen sie diese nur für kurze Zeit. Der Alltag bleibt ohne den geliebten Partner nach wie vor beschwerlich. Als ihr Anfang Mai Emmy Martin, die Leiterin der Günsbacher Zentrale, eröffnet, sie werde mit Madame Hartmann für drei Monate nach Lambarene reisen, bricht für Helene eine Welt zusammen. Nun muss sie erleben, dass andere Frauen ihre Stelle einnehmen werden. Das war kaum zu verkraften. Aber Helene ist, wie Sputum-Untersuchungen zeigen, in der Tat noch nicht ausgeheilt.⁷⁶

Am 5. Mai 1925 wird Louis Schweitzer, Alberts Vater, den Folgen eines Schlaganfalls erliegen. Der Tod des Schwiegervaters verdüstert Helenes Gemüt zusätzlich. Ihm hatte sie sich immer verbunden gefühlt. Helene fleht ihren Mann an, doch Weihnachten nach Hause zu kommen. Doch Albert kann Lambarene zu diesem Zeitpunkt nicht im Stich lassen. Eine Dysenterie-Epidemie war ausgebrochen, und die Kranken kommen in immer größerer Zahl. Das Spital kann sie gar nicht mehr aufnehmen, und so entschließt er sich, drei Kilometer stromaufwärts ein neues, größeres zu

errichten.⁷⁷ Die Baumaßnahmen ziehen sich länger hin als geplant. Helene wird von ihrem Mann immer wieder vertröstet, dass seine Ausreise sich noch verzögern werde. Auch aus seinen Briefen spricht nach eineinhalb-jähriger Trennung Sehnsucht nach seiner Frau.

Im Januar 1927 kann der Umzug vom alten zum neuen Spital stattfinden. Doch bis alle Formalitäten abgewickelt und die gesetzlichen Vorgaben erfüllt sind, unter die auch der Abriss des alten Spitals fällt, vergehen Monate. Erst im August 1927 kann Helene ihren geliebten Bery – der Kosename für Albert – endlich in die Arme schließen. Genau vor einem Jahr hatte sie einen dreiwöchigen Kurs in Tropenmedizin in Tübingen am Institut für ärztliche Mission gemacht; denn sie war fest davon überzeugt gewesen, bei der nächsten Ausreise dabei sein zu können.

Vorträge – Ehrungen

Im August 1928 erhält Schweitzer von der Stadt Frankfurt am Main den Goethepreis. Das Ehepaar reist gemeinsam in die Mainmetropole. Albert soll eine Rede halten. Helene ist glücklich. Sie sieht diesen Preis auch als ihren Verdienst an; denn in jungen Jahren hatte sie Albert mit den Werken Goethes vertraut gemacht. Von dem Preisgeld können sie ein Haus in Günsbach für Mitarbeiter/innen bauen.⁷⁸

Wieder stehen Konzertreisen an. Helene kann aufgrund ihrer geschwächten Gesundheit Albert nicht begleiten. Wenn er zurückkehrt, melden sich Besucher an, die ihren berühmten Mann sehen wollen. Sie muss damit zu-rechtkommen und sich abfinden, dass ihr Mann eine sehr gefragte Persönlichkeit ist.

Helenes zweite Ausreise

Als die Eheleute am 4. Dezember 1929 wieder gemeinsam nach Afrika aufbrechen – für Helene wird es das erste Wiedersehen nach zwölf Jahren sein – bekommt sie schon bei der Überfahrt Fieberschübe. Die Ärztin

Anna Schmitz und die Laborantin Marie Secretan begleiten das Paar. Lang und breit diskutieren sie, ob Helene wieder zurückkehren soll oder nach Lambarene mitgenommen werden kann. Sie entscheiden sich für die Mitnahme. Als Helene nach der langen Überfahrt endlich wieder auf dem Ogowe ist und schließlich am zweiten Weihnachtstag im Spitaldorf ankommt, erweist sich, dass die Entscheidung richtig war. Schwarze und Weiße, alle gehfähigen Kranken empfangen die Ankommenden am Landungssteg mit Fackeln. „*Nun haben wir wieder einen Vater und eine Mutter*“⁷⁹, so werden die Schweitzers begrüßt. Niemand merkt im Fackelschein Helene an, dass sie schwer krank ist. Ihrem Tagebuch vertraut Helene an: „*Erst dort ist man wirklich glücklich.*“⁸⁰

Mit genauer Beobachtungsgabe hält sie ihre Eindrücke fest. Sie beschreibt das neue Spital, schildert die Begegnungen mit Menschen und Tieren. Da ihre Aufzeichnungen dieses Mal für Rhena gedacht sind, werden sie mit heiteren Bemerkungen aufgelockert.

Mitarbeit im Spital vermag sie nicht zu leisten, sie muss sich im Liegestuhl ausruhen, wenn Fieberschübe eintreten. Ab März 1930 wird immer deutlicher, dass sie nicht länger in Lambarene verbleiben kann. Mitte April beginnt ihre Rückreise. Am 20. Mai erfährt sie in Rotterdam, dass Rhena in der Freiburger Universitätsklinik am Tage zuvor am Blinddarm operiert worden ist. So schnell wie möglich versucht sie, nach Freiburg zu kommen und verzichtet auf ein Treffen mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin.

Auch sie selbst wird sich in Freiburg untersuchen lassen. Ab Juli 1930 finden wir Helene bei Dr. Gerson in seiner Klinik in Kassel. Eine Diättherapie soll dieses Mal helfen. Die Kost ist salzlos, mineral- und vitaminreich, aber eiweißarm. Ständig wird Helene umsorgt. Die Abreibungen, feuchten Wickel, ja die ganze Versorgung, gehen ihr auf die Nerven. Sie wird zunehmend depressiv. Aus diesen Wochen sind keine Briefe von Albert erhalten, aber in seiner Biografie „Aus meinem Leben und Denken“ gibt es einen Hinweis. Dort schreibt er: „*Es gibt keine Helden der Tat, sondern nur Helden des Verzichtens und Leidens.*“⁸¹ Dieser Satz bezieht sich eindeutig auf die Situation seiner Frau. Sie wird in den letzten Wochen ihres achtmonatigen Klinikaufenthaltes in Kassel dieses Buch korrigieren. –

Ende Februar darf Helene die Klinik verlassen, sie soll an der Côte d'Azur den März verbringen. Anschließend macht sie eine vierzehntägige Bildungsreise mit ihrer Tochter durch Oberitalien. Die Zwölfjährige zeigt – wie man sich denken kann – wenig Begeisterung.

Nochmals Vorträge – Ehrungen

Im Herbst hält Helene Vorträge über Lambarene, um die immer größer werdenden Unkosten des Spitals zu decken. Ihre Referate sind gut vorbereitet und werden auch gut besucht. Anfang 1932 ist Schweitzer wieder in Königsfeld. Er wird am 22. März zum 100. Todestag von Goethe in Frankfurt am Main in der voll besetzten Oper eine Gedenkrede halten. Frau und Tochter begleiten ihn. Niemand außer dem Ehepaar selbst weiß, welche Bedeutung der 22. März für beide hatte. Inzwischen sind seit Beginn ihrer Freundschaft 30 Jahre vergangen.

Schweitzers politische Rede wurde mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen. Sie löste Betroffenheit aus, niemand wagte zu applaudieren.

Eine unruhige Zeit

Anfang August geht es Helene wieder schlechter. Sie muss sich erneut in stationäre Behandlung begeben. Dr. Gerson betreut jetzt in Berlin eine Tuberkulose-Abteilung am Krankenhaus St. Urban. In ihrer Geburtsstadt ist Helene nicht so einsam wie in Kassel. Hier wohnen Verwandte und Freunde, die sie besuchen kommen. Doch wieder werden es Monate sein, in denen sie zur Untätigkeit gezwungen ist.

Die Wahl Hitlers zum Reichskanzler hat zur Folge, dass Dr. Gerson unmittelbar danach entlassen wird. Aus Solidarität zu ihm verlässt auch Helene die Klinik. „Von Anfang an schätzt sie den Nationalsozialismus in seiner ganzen Tragweite richtig ein“, so Mühlstein.⁸² Sie erlebt, dass Treitschkes Parole: „Die Juden sind unser Unglück“ überall plakatiert wird, aber niemand in der Bevölkerung daran Anstoß nimmt. Die von ihrer Krankheit ge-

schwächte Helene ist nun ganz auf sich gestellt und muss Entscheidungen für die Zukunft treffen. Ihr Mann ist inzwischen zum vierten Mal nach Afrika aufgebrochen.

Selbst in Königsfeld jubelt man den Nationalsozialisten zu. Helene fasst den folgenreichen Entschluss, Königsfeld zu verlassen und mit Rhena Ende 1933 nach Lausanne zu ziehen. Auch Albert befürwortet diesen Schritt. Nur das Notdürftigste wird zusammengepackt. In Lausanne mietet sie eine kleine Wohnung. Rhena ist von dem regen Treiben in der Schweizer Universitätsstadt angetan, aber wie schwer wird Helene der Umzug und das Einleben in der neuen Umgebung gefallen sein!

Mit der Zeit verlassen immer mehr Familienangehörige und Freunde mit jüdischer Abstammung Deutschland. Sorgenvoll verfolgt Helene die politische Entwicklung. Sie kann nachts kaum mehr als zwei Stunden Schlaf finden. Ihr Haus in Königsfeld wird beschlagnahmt, das Konto wurde schon lange gesperrt. Der Lebensunterhalt für sie und die Tochter wird aus Buchhonoraren bestritten.

Als Rhena ihr französisches Abitur mit Auszeichnung bestanden hat, können sie im Herbst 1937 die Einladung von Freunden annehmen und in die Vereinigten Staaten aufbrechen. Es ist der 12. Oktober 1937, als beide in New York eintreffen. Die 58-jährige Helene lebt sich trotz anfänglicher Befürchtungen gut ein. Sie und ihre Tochter besuchen Konzerte und Museen, oder hören Vorlesungen der Columbia Universität. Zuweilen trifft sie sich mit Freunden oder Verwandten, die wie sie aus dem Deutschen Reich emigriert sind.

Helene möchte im Frühjahr 1938 mit der Tochter nach Lambarene fahren; denn diese hat das Werk ihres Vaters noch nie gesehen. Dr. Gerson, der inzwischen auch in New York lebt, rät wegen Rhenas Hauterkrankungen von einem Besuch ab. Die 19-Jährige ist gar nicht so unglücklich, als ihre Mutter Ende April 1938 ohne sie nach Afrika aufbricht, kann sie doch mal ohne mütterliche Aufsicht ihre Tage gestalten.⁸³ Da ihr Vater gegen ein Medizinstudium war, studiert sie Psychologie. Nebenbei nimmt sie Gesangsunterricht und lässt sich zur Sekretärin ausbilden wie viele Emigrantinnen.

Helene ist mit ihren 59 Jahren wohl eine der Ältesten auf dem Schiff. Gesundheitlich geht es ihr so gut, wie schon lange nicht mehr. Am 17. Mai trifft sie in Lambarene ein. Sie staunt, was sich in den acht Jahren ihrer Abwesenheit alles verändert hat: Muslime haben sich in der Zwischenzeit angesiedelt. Auf Anordnung der Verwaltung wurden in den Dörfern blühende Sträucher und Blumen angepflanzt. Aber sie *„fühlt sich gleich wieder wie zu Hause, auch weiterhin betrachtet sie das Spital als ihr Werk.“*⁸⁴ Dieses genießt einen guten Ruf. Zur Behandlung kommen sogar Weiße aus Port Gentil. Fast 400 Patienten hat er mit seinen Kollegen zu betreuen.

Da Helene dieses Mal das Klima ausgesprochen gut verträgt, hilft sie bei den morgendlichen Sprechstunden und kümmert sich um Säuglinge und Kleinkinder. Endlich vermag sie wieder das zu leisten, wonach sie immer gesehnt hatte. Auch Albert ist aufgeräumt und verbringt die Abende wie einst mit ihr auf kleinen Bootsausflügen. Er nimmt sich sogar einen Tag frei, um mit einem Jahr Verspätung am 18. Juni ihre Silberne Hochzeit nachzufeiern.⁸⁵

Das Weltgeschehen ist für Schweitzer jedoch so bedrückend, dass er seine Arbeiten an der Kulturphilosophie unterbricht. An seine Schwester Adele schreibt er: *„Was mich niederdrückt, ist nicht die Arbeit, sondern die Traurigkeit über den Niedergang der Menschheit und das Elend, das durch Diktatoren über so viele Menschen gebracht wird.“*⁸⁶ (Wie zutreffend ist diese Formulierung auch für unsere heutige Zeit!)

Aus Sorge um Rhena und um ihre Mutter Carry kehrt Helene im September über Europa in die USA zurück. In Heidelberg besucht sie ihre pflegebedürftige Mutter. Es fällt ihr schwer, für diese nichts tun zu können. Doch es gibt vertraute Personen, die sich um die alte Dame kümmern.

Albert atmet auf, als er weiß, dass seine Frau zurück in Amerika ist. Helene will etwas *„Nützliches“* auf die Beine stellen und beschließt, Vorträge über Lambarene zu halten. Mit Hilfe von Freunden – Helene war schon immer gut vernetzt – organisiert sie im Oktober 1938 eine fast achtwöchige Vortragsreise.⁸⁷ Durch ihre gut ausgearbeiteten Berichte über Lambarene trägt sie zur Gründung der „Schweitzer Fellowship“ bei. Als sie nach New York zurückkehrt, hat sie nach Abzug aller Unkosten 1.305 Dollar eingenommen, eine für damalige Zeit beachtliche Summe.

Damit Rhena endlich das gemeinsame Werk ihrer Eltern kennenlernt, beschließt Helene im darauf folgenden Jahr, mit der 20-jährigen Tochter nach Afrika zu fahren. Mitte Mai 1939 stechen sie von Bordeaux aus in See.

Angekommen in Lambarene ist Rhena sichtlich davon beeindruckt, was ihre Eltern aufgebaut haben und was ihr Vater noch immer leistet. Bereits nach sechs Wochen verlassen Mutter und Tochter das Spital; denn sie spüren die drohende Kriegsgefahr. Rhena möchte sobald wie möglich zu ihrem Verlobten Jean Eckert, einem elsässischen Orgelbauer. Nach Europa zurückgekehrt, heiratet Rhena. Das Ehepaar wohnt in Paris. Doch Zweisamkeit ist ihnen verwehrt. Jean wird zum Kriegsdienst eingezogen. Daher beendet Helene ihren kurzfristigen Aufenthalt in der Schweiz, um ihrer Tochter in den letzten Monaten vor der Geburt beizustehen. Am 8. Juni 1940, deutsche Truppen nähern sich bereits der Hauptstadt, bringt Rhena ihre erste Tochter Vera-Monique zur Welt. Wie sehr hat sie sich immer eine Familie gewünscht. Doch das kleine Glück, eine gesunde Tochter mit blondem Haarschopf geboren zu haben, ist bedroht durch die äußeren Umstände. Flüchtlinge aus Nordfrankreich, Belgien und den Niederlanden, die in Paris Zuflucht gefunden hatten, versperren die Straßen. Auch Helene flieht mit Tochter und Enkelkind vor den vorrückenden Truppen. Sie wird die beiden bis Targon begleiten, sich dann aber verabschieden. Zwar spricht sie fließend französisch, hat auch einen französischen Pass, aber als Geburtsort ist Berlin eingetragen und das könnte zu Schwierigkeiten führen.

In Sorge um ihre Familie

Im Oktober/November 1940 bekämpfen sich in Lambarene Truppen des Generals De Gaulle und des Regimes Vichy. Als Helene davon Kenntnis bekommt, ist sie sehr beunruhigt und möchte sofort zu ihrem Mann. Ein nach drei Tagen eintreffendes Telegramm von Albert bringt Gewissheit, dass sich keine Europäer unter den Opfern befinden.⁸⁹ Ende 1940 ist entschieden, die Regierung des Freien Frankreich mit Sitz in London hat den

Sieg in Gabun davongetragen. Wer Lambarene besuchen möchte, benötigt einen Pass aus England.

Helene bemüht sich um ein Ausreisevisum aus Frankreich und ein Einreisevisum in die Schweiz. Auch in den nicht besetzten Gebieten Frankreichs sind antijüdische Gesetze in Kraft getreten und das hat zu Feindschaften gegenüber Juden geführt. Dank guter Beziehungen gelingt es Helene, im März 1941 die Visa zu bekommen. Von Lausanne aus kann sie ihrer Familie die Geburt des Enkels Philippe-Emmanuel mitteilen. Zwar ist sie der Meinung, dass es besser gewesen wäre, Rhena hätte sich mit dem zweiten Kind etwas Zeit gelassen, aber sie versteht ihre Tochter, die immer darunter gelitten hat, keine Geschwister zu haben.⁹⁰

Während sie selbst sich in Sicherheit weiß, wächst die Sorge um Albert. Seit über einem Jahr hat sie nichts von ihm gehört. Er ist nun schon sechs Jahre in Lambarene. Wird sie ihn jemals lebend wiedersehen? Sie zieht um nach Genf, um schneller beim Internationalen Roten Kreuz vorsprechen zu können. Hier beantragt sie die Ausreisepapiere für Lambarene. Als sie diese erhalten hat, fehlt noch die Erlaubnis, von Frankreich ausreisen zu dürfen. Im Juni 1941 kann sie endlich von Bordeaux nach Lissabon aufbrechen. Aber es gibt neue Hürden. In Lissabon wartet sie vier Wochen auf eine Einreiseerlaubnis nach Angola. Täglich findet sie sich auf dem Lissaboner Hauptpostamt ein. Zusätzlich beunruhigt sie, dass keine Nachrichten von ihrer Mutter aus Heidelberg eintreffen. Auch zu Rhena ist der Kontakt abgebrochen. Sie vermisst die Enkelkinder. An Luise Bresslau-Hoff schreibt sie wehmütig: *„Die Kleinen sind süß und fehlen mir sehr.“*⁹¹ – Geduld und eiserne Nerven sind in dieser Zeit von Nöten. Zwei Tage vor der Abreise fehlt ihr immer noch ein Papier. Dieses erhält sie eine halbe Stunde bevor das Schiff nach Angola ablegt.

Am 2. August ist Helene endlich im Spitaldorf angelangt. *„Ich hatte mich mit einiger Angst auf eine lange einsame Reise von drei Monaten durch den Urwald im unbekanntem Lande gefaßt gemacht, aber zu meiner großen Erleichterung wurde daraus eine einwöchige Autofahrt auf neuen Straßen und schließlich eine Wasserfahrt auf dem wohlbekanntem Flusse bis zum Spital.“*⁹²

Das Urwaldkrankenhaus hat sich seit ihrem letzten Besuch sehr zu seinem Nachteil verändert, und zwar so, dass es sie erschüttert. Es wirkt wie

ausgestorben. Da Medikamente und Verbandmaterial knapp sind, können nur Notoperationen vorgenommen werden. Einige einheimische Krankenpfleger mussten entlassen werden; denn auch die Nahrungsmittel reichten kaum aus, um die Kranken und ihre Angehörigen zu ernähren. Man lebt vorwiegend von eingeführtem Reis. Frisches Obst und Gemüse liefert der Garten.

Die Freude, in Lambarene zu sein und sich als Krankenschwester betätigen zu können, ist gedämpft; denn Helene weiß um die Not, die Freunde und Bekannte in Europa erleiden. Mitte Dezember erfährt sie vom Tod ihrer Mutter. Sie macht sich Vorwürfe, die alte Frau allein gelassen zu haben. Schuldgefühle mischen sich mit der Trauer, einen geliebten Menschen verloren zu haben. Endlich sind Nachrichten von Rhena gekommen, aber diese können sie kaum aufheitern.

Im Mai 1942 treffen 28 Kisten angefüllt mit Medikamenten aus den USA ein. Ungeduldig hatten die Schweitzer auf die zuvor versprochene Lieferung gewartet. Nun zeigt sich, wie erfolgreich Helenes Vortragstour im Winter 1938 in den USA gewesen war.⁹³ Ohne die Unterstützung der Amerikaner hätte das Spital in den Kriegsjahren nicht arbeiten können.

Inzwischen hat Rhena Christiane, ihr drittes Kind, bekommen. Diese Nachricht wird aus Brasilien übermittelt, wohin Helenes Schwägerin zu Beginn der NS-Zeit ausgewandert war. Aus Deutschland erfahren sie, dass sich die Freundin Johanna Engel das Leben nahm. Sie sollte nach Theresienstadt deportiert werden.

Seit 1943 lebt die junge Familie Eckert in der Schweiz. Nun ist wieder ein direkter Briefverkehr möglich. In diesem tauscht sich der Schwiegersohn mit Schweitzer u. a. über Orgelbau aus.

Damit Albert weiter an seiner Kulturphilosophie schreiben kann, übernimmt Helene ab 1944 die gesamte Korrespondenz.

Anfang März wird das Elsass durch die Alliierten befreit. Helene beschließt, im Herbst 1946 alleine nach Königfeld zu fahren, wo sie ihre Unterlagen ordnen will. Albert muss in Lambarene bleiben, um die erwarteten Ärzte einzuarbeiten. Von Bordeaux aus möchte Helene zuvor ihre Tochter besuchen. Am Zürichsee kann sie erstmalig alle ihre vier Enkelkinder in die Arme schließen. Christiane und Catherine, die beiden Letzt-

geborenen, hatte sie noch nie gesehen. Fünf Jahre im tropischen Urwald hatten Helene gesundheitlich stark zugesetzt, sodass eine Regeneration notwendig war. „Aufgepäppelt“ wird sie in der Pflegerinnenschule des Zürcher Krankenhauses.

Anschließend fährt sie nach Königsfeld, ordnet und bündelt Briefe und vernichtet, was nicht in dritte Hände fallen soll. Die Sichtung der Papiere ist von Wehmut und Traurigkeit begleitet. So manche schmerzliche Erinnerung wird sich eingestellt haben. Daher drängt es sie, sobald wie möglich wieder nach Lambarene zu reisen. Albert rät ihr, dieses Mal ein Flugzeug zu nehmen, er möchte vorerst nicht das Spitaldorf verlassen. Inzwischen kann er sich auch nicht mehr vorstellen, seinen Lebensabend in Europa zu verbringen. Anfang Mai 1947 ist Helene wieder bei ihrem Mann. Dass sie sich von dem langen Tropenaufenthalt während der Kriegsjahre noch nicht ganz erholt hat, macht sich bemerkbar. Sie ist nicht so einsetzungsfähig, wie sie es sich wünscht. Daher verlässt sie den geliebten Ort bereits im September.

Im Oktober 1948 kommt Albert nach Europa. Sein Empfang am Zürcher Bahnhof ist ergreifend: Frau und Tochter erwarten ihn mit den vier Enkelkindern, auch eine Blaskapelle und die Honoratioren der Stadt haben sich zur Begrüßung eingefunden.

Im häuslichen Wohnzimmer in Männedorf tauft Schweitzer seine vier Enkelkinder. Mit der Taufe hatte Rhena bewusst auf ihren Vater gewartet.

Den Winter verbringen die Schweitzers wieder in Königsfeld. Albert schreibt an seinem letzten Buch: „Reich Gottes und Christentum“. Wie immer hilft Helene beim Korrigieren.

Vorträge – Ehrungen

Im Juni 1949 besteigt das Ehepaar in Liverpool einen Dampfer, der sie nach New York bringen wird. Schweitzer ist gebeten worden, in Aspen/Colorado eine Gedenkrede zu Goethes 200. Geburtstag zu halten.

Den 74-Jährigen lockt das Preisgeld von 5.000 Dollar. Er benötigt das Geld; denn das Spital ist durch den Zweiten Weltkrieg hoch verschuldet.

Schweitzer hält seine Rede auf Französisch, zwei Tage später auf Deutsch. Beide Male wird sie übersetzt. Helene bleibt im Hintergrund. Sie fühlt sich wegen ihrer Wirbelsäulenverkrümmung und Arthrose alt und gebrechlich. Gestützt auf einen Stock, sucht sie nicht das Rampenlicht. Nach den Feierlichkeiten verlassen sie schnell das 2.400 Meter hochgelegene Aspen. Denn auch Albert fühlt sich nicht wohl. Er hat Kreislaufprobleme bekommen. In Chicago verleiht die Universität Schweitzer einen Ehrendoktor der Rechte. Weitere Ehrungen und Empfänge folgen.⁹⁴ Helene beobachtet mit Sorge, „wie ihr Ehemann zu einem Mythos stilisiert wird.“⁹⁵ Albert nimmt die Verehrung teils amüsiert, teils mit kindlicher Unbefangenheit entgegen. Er lässt es sich nicht entgehen, jede ihm sich bietende Gelegenheit zu nutzen, Orgel zu spielen.

Aber auch Helene erfährt Anerkennung. Die „New York Times“ interviewt sie am 19. Juli 1949. Ausführlich gibt sie Auskunft über ihr Leben und äußert sich am Schluss: „Unser Wissen, der Menschheit helfen zu können durch das, was wir selbst empfangen und gelernt haben, hat uns zusammengeführt.“⁹⁶

Anfang August sind die Schweitzers wieder in Europa. Ende Oktober brechen sie beide erneut nach Lambarene auf. Ein Gefühl des Heimkommens erfüllt Helene. Es fehlt ihr aber die Kraft, um im Spital mitarbeiten zu können. Sie muss mit ansehen, wie sehr einige der Mitarbeiterinnen ihren Mann anschwärmen, aber ihr bleibt die Genugtuung, mit ihm verheiratet zu sein und ihn auch zu kennen.

Im Juli 1950 kehrt Helene wieder einmal erschöpft nach Europa zurück. Schweitzer, offensichtlich besorgt um seine Frau, begleitet sie bis nach Port Gentil. Er befürchtet, dass er sie nie wiedersehen wird.⁹⁷

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhält Schweitzer am 16. September 1951. Nur unter der Bedingung, dass das Preisgeld zur Hälfte an mittellose Schriftsteller geht und auch zur Unterstützung von Flüchtlingen verwendet wird, nimmt Schweitzer den Preis an. Die Laudatio hält Bundespräsident Theodor Heuss, ein Freund aus alten Zeiten. Einst hatte er ihn mit Elly Knapp getraut. – Die Auszeichnung ist für Schweitzer ein Ansporn, sich weiter für den Frieden zu engagieren.

Während Albert nach Lambarene aufbricht, bleibt Helene in Königsfeld. Sie hält im Juni 1952 (73-jährig) zum letzten Mal einen Vortrag mit dem Titel: „Land und Leute am Ogowo.“ Obwohl sie im größten Hörsaal der Freiburger Universität spricht, erweist sich dieser als zu klein, Stühle müssen herbeigetragen werden, die Türen bleiben geöffnet, damit draußen Gebliedene auch etwas mitbekommen. Anschaulich berichtet Marianne Fleischhack von diesem Ereignis zu Beginn ihrer Biografie.⁹⁸ In der „Badischen Zeitung“ war am 14./15. Juni Folgendes zu lesen: *„Was den Vortrag Frau Schweitzers für den Zuhörer über den Bericht hinaus ins Persönliche erbob, war die geistige Spannkraft der weißhaarigen Erzählerin, die sich dem Auditorium mitteilte, und mehr noch das Gefühl, daß die vor uns sitzende Frau in einer wahrhaft wunderbaren Weise über Länder und Meere hinweg mit ihrem wieder in den Urwald an seine Lebensaufgabe zurückgekehrten Manne verbunden ist. Dies gehört zu den ergreifendsten Momenten des Abends.“*⁹⁹

Mit dem zunehmenden Bekanntheitsgrad Schweitzers wird auch seine Ehefrau entdeckt. Doch Helene möchte nicht, dass die Journalisten etwas über ihre Beziehung zu Albert vor ihrer Eheschließung erfahren. Dies könnte in der Öffentlichkeit durchaus falsch verstanden werden. Auch die Tuberkulose-Erkrankungen will sie geheim halten; denn sie hat ja erlebt, wie ausgrenzend die Umwelt darauf reagierte. Da Helene wenig von sich preisgibt, sehen manche Berichterstatter in ihr nur ein braves Frauchen, das allein aus Liebe ihrem Mann in den Urwald gefolgt ist. Der Tagespiegel vom 9. Juni 1957 glaubt in seinem Nachruf Helene zu ehren, tut aber genau das Gegenteil, wenn er schreibt: *„Dabei waren die Anforderungen, die das Dasein im Urwald stellte, für eine Frau sicher noch härter zu ertragen als für einen Mann, den außerdem der innere Zwang einer deutlich verspürten inneren Berufung trieb, während sie im Grunde doch nur liebend der Idee des anderen folgte.“*¹⁰⁰ Um weitere Falschmeldungen zu verhindern, verfasst Helene 1954 einen kurzen Lebenslauf, in dem sie knapp ihre Tätigkeiten vor ihrer Eheschließung aufführt. An der Planung und dem Aufbau des Spitals will sie sich beteiligt wissen. Bei aller Bescheidenheit, die ihr zu eigen ist, möchte sie doch, dass ihr Beitrag zu Lambarene gewürdigt wird. Gilbert Cesbon, ein französischer Schriftsteller, der Helene in den 50er Jahren begegnet, ahnt, dass die Ehefrau Schweitzers einen

nicht unbedeutenden Anteil an dem Werk ihres Mannes hatte. Er schreibt: *„Mir scheint zum Beispiel, daß ohne Helene Bresslau ihr Mann nicht völlig Albert Schweitzer geworden wäre.“*¹⁰¹ Und in einem Nachruf heißt es: *„Daß Helene Schweitzer ihre eigenen Wünsche so willig dem großen Lebenswerk unterordnete, das beweist ihre menschliche Größe.“*¹⁰²

Fotos zeigen Helene in dieser Zeit klein und gebrechlich neben ihrem Vitalität ausstrahlenden Mann. Doch kaum einer ahnt, wie viel Energie und Lebensmut diese Frau ihr Leben lang bewiesen hat. *„In der Öffentlichkeit bewahrt Helene eine bewundernswerte Haltung“*¹⁰³, doch zu Hause reagiert sie manchmal gereizt, weil Albert nur Zeit für fremde Personen hat. Er begrüßt Gäste, spielt diesen die Orgel vor, sichtet mit Frau Martin die Post. Doch wann hat er Zeit für sie? Um Helene Arbeit zu ersparen, lädt er die Gäste auch bei Frau Martin ein. Gut war es gemeint, doch es kränkte!

Nobelpreisverleihung

Bei der Verleihung des Friedensnobelpreises in der Aula der Universität in Oslo am 4. November 1954 – rückwirkend verliehen für 1952 – sitzt Helene in der ersten Reihe neben ihrem Mann. Aufmerksam verfolgt sie die Festreden. Albert spricht dieses Mal nicht frei. Er liest seinen französisch verfassten Text ab. Kurzfristig musste er diesen von 80 auf 35 Minuten kürzen. Das hat ihn verunsichert. Monoton und immer leiser wird seine Stimme.¹⁰⁴ Der Vortrag ist nicht mitreißend, aber dies stört die Menschen wenig. Den Höhepunkt erlebt das Ehepaar am nächsten Nachmittag. Sie sind zu einem Empfang im Rathaus eingeladen. Albert soll nochmals durch den Rektor der Universität und durch die Theologische Fakultät geehrt werden. Unerwartet bildet sich vor dem Rathaus ein Fackelzug, an dem Tausende von Menschen teilnehmen. Fotos geben zu erkennen, wie gerührt das Ehepaar ist, als sie ins Lichtermeer schauen. Einen derartigen Fackelzug hatte es zuvor nie gegeben. Er sollte einzigartig bleiben.

Die letzten Lebensjahre

Ihre letzte Lebenszeit möchte Helene an der Seite ihres Mannes verbringen. Den 80. Geburtstag von Albert (1955) feiern sie gemeinsam im Spital. Im Sommer kehren sie nach Europa zurück. Im Dezember 1955 hat Albert Angst, seine Lene nach Lambarene mitzunehmen. Sie erscheint ihm zu gebrechlich. Er holt den Rat eines Arztes ein. Dieser rät, dem Wunsch der Frau nachzukommen. Die alte Dame ist in Lambarene eigentlich ein Pflegefall, will dieses aber nicht wahrhaben. Willensstark und selbstdiszipliniert begrüßt sie die Besucher und lässt sich ihre Schmerzen nicht anmerken. Zum Mittag- und Abendessen erscheint sie pünktlich im Speisesaal. Der ansteigende Pfad dorthin muss sie viel Kraft gekostet haben.

Es tut ihr sichtlich gut, umsorgt zu werden. Zur Außenwelt pflegt sie Briefkontakte. Noch im Februar 1956 bedankt sie sich bei Richard Kik für ein Bücherpaket. Ihre Handschrift ist, wie in jungen Jahren, steil aufsteigend und sicher in der Ausführung.

Bis zum 22. Mai 1957 ist es ihr vergönnt, im Spital zu bleiben. Als sich ihr Gesundheitszustand sichtlich verschlechtert und sie selbst spürt, wie ihre Kräfte abnehmen, möchte sie noch einmal zu ihrer Tochter Rhena. Beim Abschied von seiner Frau (23. Mai) ist Albert bewusst, dass es ein Lebewohl für immer sein wird.

Auf dem langen Flug nach Paris, in Begleitung einer Krankenschwester, geht es Helene zunehmend schlechter. Zeitweise verliert sie das Bewusstsein. Rhena erwartet sie in Paris. Für einen Weiterflug nach Zürich ist die Mutter zu schwach. Ein Arzt rät davon ab. Im Nachtzug fahren sie nach Zürich. Hier wird Helene in das Krankenhaus mit angegliederter Pflegerinenschule gebracht. In den nächsten Tagen erholt sie sich etwas. Es erfreut sie, ihre geliebten Enkelkinder nochmals sehen zu dürfen. Am 1. Juni 1957 stirbt sie im Alter von 78 Jahren. Bereits am 5. Juni findet eine beeindruckende Trauerfeier im Krematorium zu Zürich statt. Die Ansprache hält Karl Zimmermann. Der Pfarrer von Neumünster in Zürich berichtet zunächst über Helenes Leben und dann findet er Worte, die die Verstorbene recht gut charakterisieren: „... *ibr wißt, welch intelligente und willensstarke Persönlichkeit mit ibr von uns gegangen ist. Eine Frau von regstem, geistigem*

Leben, mit ausgezeichneten Sprachkenntnissen, die ibr so sehr dienten in der Arbeit für das Werk ibrer Mannes; dabei von Natur aus eber scheu, verschlossen, doch im Gespräch konnte sie sehr lebhaft werden, sobald es um etwas ging, das sie bewegte, und vor allem um die Sache, der sie diente. Sie war ibrer Mann auf ibrer Weise ganz gewiß ebenbürtig in ibrer Grundeinstellung zum Menschen, namentlich zum notleidenden Menschen. Das Werk ibrer Gatten stand auch als das ibrige ganz im Mittelpunkt ibrer Denkens und Tuns; ibr ganzes Wesen war gezeichnet von ibrer großen Uneigennützigkeit. Sie nahm nicht sich selber ernst, sondern das Wohl ibrer Mitmenschen, und sie nahm auch ibrer Kräfte dauernd über alles Maß in Anspruch, sie verzehrte sich im Dienst, den sie aus Überzeugung auf sich genommen. Sie wußte, daß sie damit im Dienste Gottes stand, wußte aber auch, woher die Kraft kam, die sie je und je schöpfen durfte.“¹⁰⁵

Die Urne wird am 25. Januar 1958 – es wäre Helenes 79. Geburtstag gewesen – ihrem Wunsch entsprechend, in Lambarene neben der Mitarbeiterin Emma Haussknecht, beigesetzt. Die Lebensdaten seiner Frau ritzte Schweitzer eigenhändig in das schlichte Betonkreuz, das er auch selbst gegossen hatte:

„Ci gisent les cendres de Héléne Schweitzer Bresslau,
née le 25. 1. 1879,
mariée avec Albert Schweitzer le 18. 6. 1912,
arrivée a Lambarene le 18. 4. 1913
pour fonder avec lui l'hôpital pour les indigènes,
décédée à Zurich le 1. 6. 1957“¹⁰⁶

Er selbst starb am 4. September 1965 in Lambarene. Sein Grab befindet sich neben dem seiner Frau.

Würdigung

Helene Schweitzer Bresslau führte ein reges geistiges, aber auch sehr unruhiges, anstrengendes Leben. Mit Albert Schweitzer verband sie die Liebe zur Musik, zur Literatur, theologischen Fragestellungen und sozialem Engagement. Sie teilte seine Geisteswelt und korrigierte seine Veröffentlich-

ungen. Ihre Selbstständigkeit in jungen Jahren ist bemerkenswert. Als Waiseninspektorin konnte sie viele ihrer Fähigkeiten unter Beweis stellen und erwarb sich große berufliche Anerkennung. Was ihr fehlte, war eine ausreichende Gesundheit. Beachtenswert ist, dass sie die wiederholten Schübe der TBC-Erkrankung immer wieder überlebte und nach diesen Krisen zu intensiver Tätigkeit zurückfand.¹⁰⁷

Als Christin mit jüdischen Eltern musste sie miterleben, wie Familie und Freunde, aber auch sie selbst, von dem nationalsozialistischem Terrorregime bedroht wurden. Sie erlebte Widersinnigkeiten und Chaos in zwei Weltkriegen. In diesen waren Ängste um Familienangehörige eine ständige Begleiterscheinung. Ihr Leben spielte sich auf drei Kontinenten ab: Europa, Afrika, Amerika. Sehr häufig befand sie sich auf Reisen, oder sogar auf der Flucht. Wo auch immer sie sich aufhielt, überall gewann sie durch ihr bescheidenes, lebenswürdiges Wesen Freundinnen und Freunde. Das Wohl der Familie war ihr ebenso wichtig wie das Spital in Lambarene. Durch Vortragstätigkeit bis ins hohe Alter half sie, die Kosten zu decken und unterstützte soweit wie möglich ihren Mann.¹⁰⁸ Lambarene empfand sie als ihr gemeinsames Lebenswerk und als ihr eigentliches Zuhause.

Was Helene und Albert Schweitzer vor mehr als hundert Jahren aufgebaut haben, ist eine Leistung, die noch heute ihresgleichen sucht. Sie hat ein Beispiel gesetzt, dass später Nachahmer fand. Erwachsen war sie aus dem Bewusstsein, sich selbst auf der Sonnenseite des Lebens zu befinden und damit Verantwortung zu tragen für Menschen, denen es nicht so gut ging wie ihnen.

Albert Schweitzer war geprägt durch christliche Wertvorstellungen, die er im Elternhaus vorfand, hatte sich aber auch mit fernöstlicher Lebensweisheit auseinandergesetzt. Helene hingegen lebte und verwirklichte den christlichen Glauben des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der auch die Soziale Frage im Blick hatte. Beide sahen ihr gemeinsames Lebensziel darin, Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben zu verwirklichen und dem Kulturverfall entgegenzuwirken. Bis heute wartet dieser ethische Anspruch an uns auf Umsetzung.

- 1) *Das Buch von Patti M. Marxsen: Helene Schweitzer: A Life of Her Own, Syracuse University Press, 2015 lag mir nicht vor.*
- 2) *Verena Mühlstein: Helene Schweitzer Bresslau. Ein Leben für Lambarene, Verlag C.H. Beck, München 1998, S. 22. Fortan zitiert Mühlstein.*
- 3) *Helene gibt in ihrem Lebenslauf die „9. Klasse“ an. Das ist zu hinterfragen. Nachzulesen in: Albert Schweitzer – Helene Bresslau. Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912, Verlag C.H. Beck, München 1992, S. 16.*
- 4) *Vgl. Mühlstein, S. 24.*
- 5) *Vgl. Mühlstein, S. 25.*
- 6) *Über das Leben ihres Großvaters berichtet Rhena Schweitzer Miller ausführlich in Briefe 1902–1912, S. 17.*
- 7) *Mühlstein, S. 28.*
- 8) *Vgl. Mühlstein, S. 29.*
- 9) *Mühlstein, S. 30.*
- 10) *Lebenslauf in Briefe 1902–1912, S. 3 und Mühlstein, S. 30.*
- 11) *Vgl. Mühlstein, S. 32.*
- 12) *Mühlstein, S. 36.*
- 13) *Vgl. Mühlstein, S. 37.*
- 14) *Mühlstein, S. 38.*
- 15) *Vgl. Lebenslauf hier im Rundbrief.*
- 16) *Vgl. Mühlstein, S. 40.*
- 17) *Mühlstein, S. 41.*
- 18) *Briefe 1902–1912, S. 21 vom 2. März 1901.*
- 19) *Mühlstein, S. 53.*
- 20) *Briefe 1902–1912, S. 84.*
- 21) *Vgl. Mühlstein, S. 63.*
- 22) *Mühlstein, S. 66. Dort genaue Angaben.*
- 23) *Mühlstein, S. 66.*
- 24) *Briefe 1902–1912, S. 45.*
- 25) *Briefe 1902–1912, S. 45.*
- 26) *Briefe 1902–1912, S. 28 (Oktober 1902).*
- 27) *Briefe 1902–1912, S. 41.*
- 28) *Vgl. Briefe 1902–1912.*
- 29) *Briefe 1902–1912, S. 48.*
- 30) *Briefe 1902–1912, S. 52.*
- 31) *Briefe 1902–1912, S. 60.*
- 32) *Noch bis in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts eine Sorge der Eltern.*
- 33) *Briefe 1902–1912, S. 72.*
- 34) *Briefe 1902–1912, S. 76; 5. Dezember 1904.*
- 35) *Artikel in diesem Rundbrief abgedruckt. Vgl. dazu auch Fiktiven Brief an Helene.*
- 36) *Mühlstein, S. 89.*
- 37) *Briefe 1902–1912, S. 80.*
- 38) *Briefe 1902–1912, S. 81; 2. Februar 1905.*
- 39) *Hierzu schreibt Lothar Simmank: „Es zeugt von großer Toleranz der Familien Schweitzer und Bresslau, dass sie nach anfänglichem Zögern die Freundschaft dulden.“, in: Lothar Simmank, Der Arzt. Wie Albert Schweitzer Not linderte, Wichern Verlag, Berlin 2008, S. 47.*
- 40) *Briefe 1902–1912, S. 99; 1. Juli 1905.*
- 41) *Mühlstein, S. 102, Anm. 30.*

- 42) Briefe 1902–1912, S.142; 1. Juni 1906.
- 43) Briefe 1902–1912, S.160; 14. Dezember 1906.
- 44) Vgl. Mühlstein, S.107.
- 45) Vgl. Mühlstein, S.108 und Isolde Sallatsch, S.20. Sie spricht von 8.000 Hausbesuchen, die sich drei weitere Kolleginnen mit Helene teilen. In: Isolde Sallatsch – Renate Niederfeld – Ursula Schoeler: Schalom, Helene Schweitzer-Bresslau & Gleichgesinnte. Ein später Hommage-Gruß an Helene Schweitzer-Bresslau, Triga Verlag 2017, 1. Auflage.
- 46) Mühlstein, S.122.
- 47) Briefe 1902–1912, S.174; 24. Mai 1907.
- 48) Briefe 1902–1912, S.186; 27. September 1907.
- 49) So Monique Egli (die älteste Enkeltochter von Helene und Albert Schweitzer), Helene Schweitzer-Bresslau. Ein Leben mit Albert Schweitzer und Lambarene, vgl. S.2-8, 13, 14, 15, siehe: Isolde Sallatsch, S.73.
- 50) Briefe 1902–1912, S.285; 26. April 1910.
- 51) Mühlstein, S.131, Anm. 20.
- 52) Mühlstein, S.136.
- 53) Mühlstein, S.138.
- 54) Rundbrief Nr. 104, Artikel von Roland Wolf: Vor 100 Jahren, Albert Schweitzer 1912, S.55ff.
- 55) Die Buchstaben stehen für Albert, Schweitzer, Bresslau.
- 56) Vgl. Mühlstein, S.145.
- 57) Vgl. Mühlstein, S.150.
- 58) Vgl. Konstanze Schiedeck: Helene Schweitzer – Lambarene mein Zuhause, in: Albert Schweitzer – Hundert Jahre Menschlichkeit. Gedenk- und Gedankenbuch zum 100. Jubiläum der Spitalgründung. Persönlichkeiten unserer Zeit schreiben über Albert Schweitzer, hg.v. Einhard Weber, Frankfurt am Main 2013, S.26ff.
- 59) Vgl. Mühlstein, S.151.
- 60) Schweitzer selbst pflanzte Mangobäume an zur Vitaminversorgung der Spitalbewohner.
- 61) Mühlstein, S.171, Brief an die Eltern vom 29. April 1915.
- 62) Mühlstein, S.153.
- 63) Mühlstein, S.157, Anm. 23.
- 64) Mühlstein, S.161, Anm. 20.
- 65) Mühlstein, S.168.
- 66) Vgl. hierzu Artikel von Roland Wolf in diesem Rundbrief.
- 67) s. Mühlstein, S.191, Anm. 20: Brief Schweitzers an Greta Lagerfelt, Januar 1922.
- 68) Mühlstein, S.189.
- 69) Mühlstein, S.14.
- 70) Mühlstein, S.195.
- 71) Mühlstein, S.196.
- 72) Vgl. Hausinschrift von 1804 in Holtbausem/Steinfeld:
 „Dies Haus ist mein und doch nicht mein
 Nach mir kommt ein anderer Hinein
 Ist nicht sein und auch nicht mein
 Im Himmel soll unsere Wohnung sein,“ Nachzulesen bei <http://www.hausinschriften.com>.
- 73) Vgl. Brief an die Hebräer 13, 14.
- 74) Vgl. Brief an die Philipper 4, 5.
- 75) Mühlstein, S.203.
- 76) Mühlstein, S.207, Anm. 5.
- 77) Dieses ist bis heute erhalten. Als sogenannte Historische Zone wurde es aufwendig restauriert.
- 78) Heute ein Schweitzer Archiv!
- 79) Mühlstein, S.216.
- 80) Mühlstein, S.216.
- 81) Mühlstein, S.222, Anm. 15.
- 82) Mühlstein, S.229.
- 83) Vgl. Mühlstein, S.234, Anm. 2.
- 84) Mühlstein, S.235.
- 85) Mühlstein, S.235.
- 86) s. Mühlstein, S.236, Anm. 4.
- 87) Vgl. hierzu Artikel von Patti Marxsen und Mühlstein, S.237.
- 88) Mühlstein, S.238.
- 89) Vgl. Mühlstein, S.243, Anm. 21.
- 90) Vgl. Mühlstein, S.244, Anm. 27: Brief an Luise Bresslau-Hoff, 28. März 1941.
- 91) Mühlstein, S.245.
- 92) Mühlstein, aus Georg Seaver: Albert Schweitzer als Mensch und Denker, Göttingen 1959, S.164.
- 93) Mühlstein, S.247 schreibt von Winter 1938/39.
- 94) Vgl. Mühlstein, S.255.
- 95) Mühlstein, S.255.
- 96) Mühlstein, S.255.
- 97) Mühlstein, S.256, Anm. 15: Schweitzer an amerikanische Freunde.
- 98) Marianne Fleischback: Helene Schweitzer. Einblick in das Leben einer Frau, der es gegeben war, sich selbstlos und aufopfernd einem großen Werk der Nächstenliebe binzugeben. Evangelische Verlagsanstalt Berlin 1966, 4. Auflage, S.7ff.
- 99) Fleischback, s. o. S.9.
- 100) Mühlstein, S.259, Anm. 23.
- 101) Mühlstein, S.260, Anm. 28.
- 102) Mühlstein, S.260, Anm. 29: Nachruf auf Helene Schweitzer – die Frau eines großen Mannes, von Dr. Peter Rinderknecht, Zürich, vgl. auch 11. Rundbrief 1. August 1957.
- 103) Mühlstein, S.262.
- 104) Vgl. Mühlstein, S.263.
- 105) Traueransprache, abgedruckt im 11. Rundbrief, 1. August 1957, S.10.
- 106) zitiert nach Mühlstein, S.270.
- 107) Vgl. hierzu den Artikel in diesem Rundbrief „Helenes TBC-Erkrankungen“.
- 108) Vgl. hierzu Helenes Aufenthalte in Lambarene.



Am Thuner See mit Frau Dr. Lauterburg, 1935

Die Amerikareise von Helene Schweitzer Bresslau November 1938

Helene Schweitzers Sprachtalente wurden von ihrem späteren Ehemann schon 1898 bei der ersten Begegnung anlässlich der Hochzeit gemeinsamer Freunde bemerkt, als sie ihn mit der Frage überraschte: „*Wober nehmen Sie den Mut, jeden Sonntag die Kanzel zu besteigen und in diesem schrecklichen elsässischen Dialekt zu predigen?*“ Dies mag anmaßend klingen, aber es war einfach Tatsache, dass die deutsche Sprache der in Berlin geborenen Tochter eines Geschichtsprofessors an der Straßburger Universität sehr viel feiner war als diejenige von Albert Schweitzer. Dies erwies sich als sehr hilfreich, als er begann, seine auflagenstarken Bücher zu schreiben, die sie sorgfältig prüfte. Auch war Helenes Englisch ein großes Geschenk für ihren Gemahl, das ihm bei seinen vielen Vortragstouren in England während der dreißiger Jahre zu Hilfe kam, aber auch später, als sie beide gemeinsam die Vereinigten Staaten bereisten.

Helenes Vertrautheit mit der englischen Sprache trug sicher zu dem Entschluss bei, mit ihrer 18-jährigen Tochter nach New York zu ziehen. Helene, aber auch Albert Schweitzer, sahen darin eine gute Gelegenheit für Rhena, ihr Englisch zu verbessern. Für Helene als Jüdin, die Deutschland im Frühling 1933 verlassen hatte, bedeutete ein solcher Schritt auch Sicherheit vor dem zunehmenden Nazismus in Europa. Aber neben diesen praktischen und persönlichen Gründen sah es Helene auch als wichtige Möglichkeit an, den Kreis von Freunden und Unterstützern für das Werk in Lambarene zu erweitern. Mit einer Anzahl von Freunden und Verwandten, die schon in den Vereinigten Staaten lebten, fand sie ein bereits existierendes Netzwerk vor. In ihrer hübschen Wohnung in New York's Upper Westside mit Blick auf einen Riverside Park und den Hudson River fand sie sich rasch zurecht. Von diesem Ort in Amerikas größtem urbanen Zentrum plante Helene die erste „Public Relations Campaign“ in den Vereinigten Staaten zu Gunsten des Schweitzer Spitals.

Wie wir aus den handgeschriebenen Notizen auf der ersten Seite des Vortrags ersehen, hatte sie keine Probleme, Orte für ihren detaillierten Lichtbildervortrag zu finden, den sie den ganzen Winter hindurch hielt, beginnend in der nahe gelegenen Riverside Church in New York City am 10. Dezember 1937. In einem ehrgeizigen Programm von öffentlichen Vorträgen, die sie in praktisch fehlerfreiem Englisch hielt, inspirierte sie das Publikum im Nordosten der USA bis Mitte April. Dann legte sie eine Pause ein, ließ Rhena allein in New York zurück, verbrachte am 17. April Ostern in Paris und trat eine Woche später die Reise zu ihrem dritten Aufenthalt in Lambarene an. Ihre kurze Visite von vier Monaten begann mit ihrer Ankunft am 17. Mai 1938. In dieser Zeit gelang es ihr, dass Albert Schweitzer einen ganzen Tag frei nahm, um ihren 25. Hochzeitstag am 18. Juni zu feiern, allerdings mit einem Jahr Verspätung.

Mit Ausnahme dieses seltenen Moments des Feierns arbeiteten beide unermüdlich den ganzen Sommer hindurch. Zweifellos, die Liebe zu hartem Arbeiten war etwas, das Helene und Albert von Anbeginn eigen war und obwohl Helene bereits 59 Jahre alt war, war ihre Gesundheit 1938 besser als viele Jahre zuvor. Mit über 370 Patienten auf der Behandlungsliste, unter denen „*bis zu zehn oder zwölf Dialekte zu hören waren*“, setzte sie ihre Kenntnisse als Krankenschwester ein und nahm auch an der Visite der Ärzte zweimal am Tag teil. Sie arbeitete in der Kleinkinderabteilung mit Neugeborenen, bevor sie im September nach New York zurückkehrte. Es steht außer Zweifel, dass diese Visiten, ihre ersten seit dem sechswöchigen Aufenthalt in 1929–30, ihren Vortrag mit einer großen Menge an Details bereicherten, die ihn zu einem so wertvollen Dokument machten. Wo und wann auch immer Helene vom Schweitzer Spital sprach, tat sie es als Zeugin und als Mitarbeiterin, aber – mehr noch – auch als Mitbegründerin.

Nach ihrer Rückkehr in die Vereinigten Staaten setzte Helene ihre Vortragstätigkeit in Kirchen, Schulen und kleineren Kreisen im Nordosten und im mittleren Westen fort.

Ihre Reisen durch den östlichen Teil der USA führten sie im Winter 1938 nach Baltimore, Boston, New York, Philadelphia und Washington.

Dabei wurde sie von Freunden unterstützt, welche die Schweitzers in Afrika oder in Günsbach kennen gelernt hatten: Missionar Emory Ross, Everett Skillings, College Professor von Middlebury (Vermont) und Edward Hume, Sekretär des Christian Medical Council for Overseas Work. Verena Mühlstein, Autorin der ersten Biographie von Helene Schweitzer, beschreibt den Fortgang ihrer Reisen Ende 1938, als sie westwärts nach Chicago reiste, Illinois, Minneapolis, Minnesota und an die Universität von St. Louis in Missouri, an der ihr Cousin Dr. Leo Loeb als Professor lehrte. Nach zwei Tagen mit Leo und Georgina Loeb reiste sie weiter zu ihrem letzten Vortrag in Greencastle, Indiana, bevor sie „heim“ nach New York zurückkehrte, rechtzeitig zu Weihnachten.

Wir sollten uns bewusst sein, dass – neben ihrem neuen Leben in Amerika mit dem anstrengenden Vortragsprogramm – die ersten Novemberwochen von 1938 von den Schrecken der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 gezeichnet waren (Helene erlebte sie noch als „Kristallnacht“). Sie wusste um diesen Wendepunkt in ihrem Heimatland, sie mag auch die übergroßen Schlagzeilen in der New York Times gelesen haben: „NAZIS ZERSTÖREN, BRENNEN UND PLÜNDERN JÜDISCHE LÄDEN UND TEMPEL BIS GOEBBELS HALT GEBIETET.“ Auch Dr. Schweitzer muss innerhalb weniger Tage von der Kristallnacht gehört haben, dank der Radioverbindung, die 1938 in Lambarene installiert worden war. In seinem Brief nach New York einen Monat später konzentrierte er sich auf seine Bewunderung für Helenes Arbeit. Den Brief, der liebevoll mit „*ma grande*“ beginnt, schrieb er am 19. Dezember in Lambarene. Dieser Brief ist in den „Albert Schweitzer Papers“ in der Universität von Syracuse/USA aufbewahrt: „*Mg. Ich habe eben deine kurze Nachricht erhalten, die du zwischen zwei Nachtfahrten im Zug verfasst hast. So oft stelle ich mir vor, wenn du lange Distanzen im Zug fährst, was du alles zu ertragen hast, und was alles ein Referent auf sich zu nehmen hat in solchen Situationen.*“

Schweitzer verstand ganz sicher, wie Helenes Tage und Nächte aussahen. Ihre Werbetour zu Gunsten des Spitals glich seinen eigenen schweren, ihn erschöpfenden Konzert- und Vortragstouren. Und wie seine eigenen Tourneen, die vor dem Ersten Weltkrieg begannen, zahlten sich auch Helenes öffentliche Auftritte aus, einerseits durch Geldspenden für das Spi-

tal, andererseits aber auch in Form einer vermehrten Aufmerksamkeit für das Werk, das „*seit mehr als 26 Jahren*“ existiert, wie sie in ihrem Vortrag betont. Der Wert dieser neuen Verbindungen zeigte sich im Mai 1942, als viele Kisten mit der Aufschrift „ASB“ im 400-Bettenspital am Flussufer ankamen, die gefüllt waren mit Medikamenten, Gummihandschuhen und Küchenutensilien. „*Die neuen Medikamente kamen gerade zur rechten Zeit, unser Bestand war fast vollständig aufgebraucht*“, schrieb Schweitzer in „*During the War Years*“, einer Schrift, die von der Albert Schweitzer Fellowship in Boston publiziert wurde. Diese Organisation war aus einer Kerngruppe von Freunden von Helene in Boston und New York entstanden, sie wurde bekannt als „Schweitzer Committee of the USA.“ Diese Fellowship ist immer noch aktiv, wenn auch mit einer etwas modifizierten Mission.

Wie sie Menschen inspirieren konnte, zeigt sich in ihrem Vortragstext, den ich in einer Kartonschachtel mit der Aufschrift „Helene Schweitzer Material“ im Archiv der Syracuse University Libraries entdeckte, per Zufall im Rahmen einer intensiven Materialrecherche. Das mit Schreibmaschine geschriebene Vortragsmanuskript umfasst 32 Seiten, es zeugt von einer bemerkenswerten Sprachkenntnis, dazu Helenes handgeschriebene Notizen, Änderungen, Korrekturen und spezielle Hinweise. Am Rand sind die 88 Lichtbilder nummeriert aufgeführt, die ihren Vortrag perfekt illustrieren. Noch mehr, die Organisation dieser Seiten zeigt uns sehr viel mehr über Helene Schweitzer selber, die genau wusste, wie wichtig es war, gut vorbereitet, logisch und exakt, aber auch gelegentlich amüsant zu sein.

Für ein normales Lesen dieses Textes braucht ein im amerikanisch-englischen Sprachraum geborener Sprecher ungefähr eine Stunde. Dies im Rahmen eines öffentlichen Vortrags zu tun, mit Zeit für Diapositive, benötigte sie sicher sehr viel länger. Bei dem Bemühen, ihre Zuhörer auf eine Reise nach Lambarene mitzunehmen, den Ogowe Fluss hinauf bis ins „*neue Hospital*“, ist ihre Sprache klar und eloquent. Sie nimmt sich Zeit, Details der Geographie, des Klimas, der Tropenkrankheiten und ihrer Behandlung, Schweitzers Erfindungen in der Architektur, der Anfertigung von Dächern aus Bambus und Raffia und den niemals endenden Kampf um die Ernährung der Patienten zu beschreiben. Sie widmet sich auch gabuni-

schen Traditionen wie der Haartracht der Frauen, die „den Kopf wie eine Melone aussehen lassen.“

Diese exakte Arbeit war darauf angelegt, ein möglichst umfassendes Verständnis für das Leben in und um das Spital herum zu wecken, damit jeder, der ihr zuhörte, eine innere Beziehung zu diesem Ort Lambarene bekam. Als Beispiel von tropischen Krankheiten schildert sie, oft illustriert durch Bilder, die Symptome der phagedenischen Geschwüre, der Lepra, der Frambösie, der Alastrim, der eingeklemmten Hernie, der Dysenterie und der Schlafkrankheit. Gerade bei dieser letzten Krankheit, die zur Zeit der Ankunft des Ehepaares Schweitzers in Lambarene alltäglich war, scheint die „Nurse Helene“ in den Vordergrund zu treten, wenn sie nicht nur die Ursache, den „Stich“ der Tsetse-Fliege, beschreibt, sondern ihre medizinischen Kenntnisse mit biologischen Details untermauert. „Durch diesen Stich wird die Protozoa, genannt Trypanozoon, ins Blut eingeführt und verursacht Kopfweb und Gliederschmerzen. Wenn keine Behandlung erfolgt, gelangt das Trypanozoon zuerst nur ins Blut, dann aber auch schrittweise in die cerebrospinale Flüssigkeit.“ Anderthalb Seiten ihres Vortrags sind dieser Krankheit gewidmet, der „häufig eine quälende Schlaflosigkeit dem Schlafzustand vorangeht.“ Diese Details enthüllen Helenes unmittelbare Kenntnisse von Lambarene, die ihre Glaubwürdigkeit als Mitbegründerin dieser einmaligen Klinik deutlich macht.

Auf ähnliche Art und Weise erklärt sie die kulturellen und medizinischen Schwierigkeiten bei der Behandlung von geisteskranken Menschen in Äquatorial-Afrika. „Was kann in einem Dorf mit einem Geistesgestörten getan werden, der erregt und dann gefährlich wird? Er kann nicht in den leicht gebauten Bambus- und Strohhütten gehalten werden, aus denen er sich zu einfach befreien könnte.“ In dieser Beziehung war Schweitzer mit seiner Sorge und seiner Aktion „Neue Hütte für Geistesgestörte“, die 1929 gebaut und durch ein Mitglied von „The Guild House“ in London finanziert wurde, sicher seiner Zeit voraus. Helene erwähnt, dass Patienten aus weit entfernten Dörfern ins Spital kommen. Sie spricht auch von der Abteilung für weiße Patienten, die aber hauptsächlich, wie es scheint, als Gebärabteilung für europäische Frauen diente. Wir sollten daran denken, dass Helene Schweitzer großes Interesse an sicheren Geburten und dem Schicksal von

Neugeborenen hatte, hatte sie doch bereits 1907 ein „Mütterheim für unverheiratete Mütter“ in Neudorf, heute eine Vorstadt von Straßburg, gegründet.

Wie wir hoffentlich haben zeigen können, war Helene Schweitzer eine begabte und kluge Rednerin, die ihren Vortrag genau plante und ausführte. Sie brachte damit die Amerikaner „in den Urwald“ und half ihnen, die Komplexität des Schweitzer-Spitals zu verstehen. Und obwohl wir die ursprünglichen Lichtbilder nicht mehr haben, die sie benutzte, finden wir sie nummeriert und vor allem beschriftet am Rande ihres Vortrags, sodass wir Themen und Ablauf ihrer Rede verfolgen und uns gut vorstellen können:

- 1-7 Den Fluss Ogowe von Port Gentil
bis zum Doktorhaus in Lambarene
- 8-14 Das alte Spital mit Anlegeplatz und Patienten
- 15-20 Dr. Schweitzer und Mitarbeiter
- 21-25 Handwerker und Werkstätten
- 26-28 Nahrungsmittel
- 29-36 Pflanzungen
- 37-51 Tropische Krankheiten
- 52-54 Geistesranke und die „Neue Hütte“
- 55-65 Arbeiten im Dschungel
- 66-72 Ambulanz und Bettenhäuser
- 73-79 Transport des Pianos und Leben im Spital
- 80-81 Einweihung der Glocke
- 82-88 Tiere

Mit diesen Bildern schaffte es Helene sicher, Atmosphäre und Geschichte des Spitals den Besuchern vor Augen zu führen, bevor sie zu ihrem „Verkaufsargument“ kam: „Ihr habt das alte und das neue Spital gesehen. Ihr habt die Ärzte und ihre Assistenten an der Arbeit gesehen. Ihr habt auch das Elend und die Leiden bemerkt. Dieses Werk kann aber nicht ohne die Hilfe von Freunden aus dem Ausland weiter existieren.“

Dann, nachdem sie den berühmt gewordenen Ausspruch ihres Ehe-

mannes von der „Brüderschaft der von Schmerzen Gezeichneten“ zitiert hatte, fährt sie mit einer eloquenten Aufforderung fort: *„Lasst die Leute nicht sagen: es gibt genug Bedürfnisse, die uns näher liegen – dies ist nicht der Moment für so weit entfernte Hilfe! Liebe und Mitleid kennen weder Zeit noch Grenzen und nie schien es dringender zu sein gegen die einengenden Grenzen unserer Tage anzukämpfen und einen neuen und weiteren Geist der Humanität ins Leben zu rufen ...“*

Helene Schweitzer machte aus ihrer Zeit in Amerika das Beste und erreichte Großes mit ihrer Vortragsreise in Amerika. Neben dem finanziellen Erfolg war dies der erste Schritt, um die USA mit dem Schweitzer-Spital bekannt zu machen, ein Bekanntheitsgrad, der nach dem Zweiten Weltkrieg dann exponentiell wuchs. Und wie alle „ersten Schritte“ war Helenes Amerikatour eine Reise ins Unbekannte. Helene hätte scheitern, sich erschöpfen oder krank werden können. Auch hätte sie trotz des großen Aufwandes erfolglos heimkommen können. Aber sie war erfolgreich, wie sie es häufig war, in ihrer stillen, beharrlichen Art. Es werden noch mehr Risiken vor ihr liegen. Mehr Ungewissheit. Mehr Arbeit. Der Krieg in Europa würde tragische Verluste von Freunden und Familienmitgliedern bringen. Und auch das Altwerden würde nicht leicht sein. Mit ihrer Amerikatour aber hatte sie eine Rolle für sich selbst gefunden, in der sie helfen konnte, das Werk, das sie mit Albert Schweitzer 1912 begonnen hatte, weiterzuführen. Sie hatte sich selbst unter fremden Leuten in einem fremden Land geprüft. Sie hatte das Vermächtnis ihres Mannes geehrt und sie hatte ihren Anteil am gemeinsamen Werk vermehrt.

Quellenverzeichnis

- Archives Centrales Schweitzer, Gunsbach
- Albert Schweitzer Papers. Special Collections Research Center, Syracuse University Libraries.
- Antje Bultmann Lemke Collection Relating to Albert Schweitzer. Special Collections Research Center, Syracuse University Libraries.
- Brabazon, James. *Albert Schweitzer – A Biography*. 2nd edition. Syracuse University Press, 2000.
- Mühlstein, Verena. *Helene Schweitzer Bresslau – Ein Leben für Lambarene*, München: C. H. Beck, 1998
- Oermann, Nils. *Albert Schweitzer, 1875–1965: Eine Biographie*. München: C. H. Beck, 2010.
- Schweitzer, Albert. „During the War Years.“ Boston: Albert Schweitzer Fellowship.
- Schweitzer, Helene. „Dr. Schweitzer’s Hospital Work in Lambarene.“ *Unpublished lecture delivered in America, 1937–38. Lemke Collection, Syracuse University Special Collections.*

KONSTANZE SCHIEDECK

Helenes Bedeutung in Stichworten, Satzteilen

- sie lebte ihren christlichen Glauben (ihr Konfirmationsspruch war Programm)
- war opferbereit
- demütig, dankbar
- nicht überheblich
- bescheiden
- kontaktfreudig
- liebenswürdig, warmherzig im Umgang mit Kindern
- besaß großes soziales Verantwortungsbewusstsein
- hatte keine Angst vor sozialem Abstieg
- einen ausgeprägten Familiensinn
- sorgte für Familienzusammenhalt
- demonstrierte Willensstärke
- bewies Durchsetzungsvermögen
- neigte zur Perfektion
- zeigte Kampfesgeist
- Mut, manchmal Tollkühnheit (z. B. Skifahren)
- Weitsicht (z. B. bei der Einschätzung des Nationalsozialismus)
- besaß Sinn für Realitäten
- analytischen Verstand
- verfügte über vielseitige Interessen und Begabungen
- war diskussions- und kritikfreudig
- verletzlich während ihrer Tuberkulose-Erkrankung
- eifersüchtig (auf Frau Martin)
- überschätzte zuweilen ihre Kräfte
- neigte dazu, sich zu überfordern
- war Albert Schweitzer ein guter „Kamerad“
- eine verlässliche „Stütze“
- liebte ihren Mann, stand hinter ihm
- empfand Lambarene als ihr gemeinsames Lebenswerk

Helene Schweitzer Bresslau in Lambarene

1. Aufenthalt	1913 bis 1917	4 Jahre
2. Aufenthalt	Dezember 1929 bis April 1930	4 Monate
3. Aufenthalt	Mai bis September 1938	4 Monate
4. Aufenthalt	Mai 1939	1,5 Monate
5. Aufenthalt	August 1941 bis September 1946	5 Jahre, 1 Monat
6. Aufenthalt	Mai 1947 bis September 1947	4 Monate
7. Aufenthalt	Oktober 1949 bis Juli 1950	9 Monate
8. Aufenthalt	Januar bis Sommer 1955	8 Monate
9. Aufenthalt	Dezember 1956 bis 22. Mai 1957	5 Monate

Etwa zwölf Jahre verbrachte Helene Schweitzer Bresslau in Lambarene.

Überblick über Helenes TBC-Erkrankung

Februar 1911	4 Monate: Ausheilung bei Königsfeld
September 1917	während der Gefangenschaft erkrankt
August 1922	Blutsturz, etwa 3 Monate in Cannstatt
Mai 1925	immer noch krank, aber zuhause in Königsfeld
August 1926	insgesamt etwa 7 Jahre (ab 1919)
Dezember 1929	erneut Fieberschübe
Juli 1930	8 Monate in Kassel
August 1932	5 Monate in Berlin St. Urban
Sommer 1936	Paris

Besondere Herausforderungen

Juni 1940 bis August 1941	Flucht aus Frankreich, Aufbruch nach Lambarene
September 1946	nach 5-jährigem Aufenthalt in Lambarene geschwächt zurückgekehrt
Juli 1949	Begleitet Albert nach Aspen/Colorado zum Gastvortrag

Gott. Von einer Suchenden

AUS: PROTESTANTENBLATT NR. 51, 17. DEZEMBER 1904

Keine Predigt, die aus warmem Herzen kommt, bleibt ganz ohne Wirkung, weil sie wieder Wärme erzeugt, wäre es selbst nur – zum Bedauern oder zum Widerspruch. So ging es mir kürzlich bei den Worten eines alten hochverehrten Pfarrers, dem ich manche Anregung verdanke.

Er sprach über das vornehmste Gebot: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten. (Matth. 22, 36–40) Die Quintessenz seiner Predigt war: Ihr werdet denken – und die meisten denken so – wie wenig verlangt im Grund Christus! Aber nur scheinbar; wenn man genauer zusieht ist, was so wenig schien, unendlich viel. Gott lieben, das heißt nicht: manchmal an ihn denken, zu bestimmten Zeiten zu ihm beten und hier und da fromme Werke tun, – das heißt vielmehr: ihn ganz sich zu eigen machen, mit Gott aufstehn, mit ihm sich niederlegen, ihn in sich tragen heute, gestern und in alle Ewigkeit, das heißt: für seine Überzeugung auch einstehen können, wenn's sein muss, mit Gut und Blut.

Warum konnte ich mich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, wie warm und gut und ehrlich du's auch meinst, deine Worte gehen vorbei an den Ohren der meisten deiner Hörer wie Klangwellen, deren Melodie einen Augenblick sich hinzugeben der Seele wohltut, und haften nicht, weil sie nur Sonntagsworte sind. Es gibt eine Kirchen- oder Sonntagssprache, mit der die Geistlichen dem Laienbedürfnis, am Sonntag auszuruhen, entgegenkommen. Ohne dies zu beabsichtigen, denn sie wissen sehr wohl, dass Abwechslung in der Arbeit schon an sich Erholung ist und dass eine sonntägliche Beschäftigung mit Fragen, denen im Treiben der Woche keine

oder nur wenig Zeit gewidmet werden kann, ein Ausruhen und ein Feiern bleibt. Wenn sie darüber hinaus noch in Sonntagsworten reden, tun sie sich selbst und ihrer Sache den ärgsten Schaden. Denn die, die den Gottesdienst aufsuchen, weil sie „*bungern nach Gerechtigkeit*“, die auf Klänge aus einer anderen Welt lauschen und auf Winke aufmerken wollen, die ihnen neue Wege öffnen können, die gehn enttäuscht nach Hause, weil, was sie vernahmen, ihnen wie Phrasen klang, die sie verschmähen, seit sie die Kinderillusionen abgeworfen haben. Die Schaar aber, die allsonntäglich das Gotteshaus aufsucht, um sich einlullen zu lassen in den Taumel gottseliger Gedanken und Gefühle, der für sie untrennbar vom Begriffe „Frömmigkeit“ geworden ist, – die eben, hat sie's nicht am allernötigsten, zu realem, bewusstem religiösen Leben aufgerüttelt zu werden? Und je wärmer, je überzeugter der Pfarrer spricht, um gerade sie zu wecken – merkt er's denn nicht, wie nur wohliger, angenehmer empfunden die Melodie sie in ihren geistigen Schlummer wiegt? Wohlverstanden: wenn er in Sonntagsworten spricht, dem Tone, der uns aus früheren Tagen überkommen ist, in dem was höher, was erbaulich, was über das Alltägliche hinaus war auch im Ausdruck vom Gewohnten sich unterscheiden musste, in seltneren Lauten ans Ohr klingen sollte. Man beachte nun einmal die Wirkung, wenn in solche Predigt hinein etwa eine unwillkürliche Wendung der landläufigen Redeweise gerät, die die Hörer nicht umhin können, dem Sinne nach zu erfassen. Wie sie wach werden und erstaunen! Weil in der Kirche heute der schlichte Ausdruck das Ungewohnte ist, darum gelingt ihm der Eindruck, den die Sonntagssprache nicht mehr hervorrufen kann.

Wir sind sachlicher geworden, nicht anspruchloser. Wir verlangen nach Höchsten, dem Lebendigen, aber wer zu uns spricht als der, der es uns geben oder doch näher bringen, klarer machen könnte, der rede wie wir reden, damit wir uns Mühe geben, ihm zu folgen. Und er vertraue seiner Sache, dass das schlichte Wort ihr nichts von ihrer Würde nimmt, dass sie vielmehr mächtig genug ist, es zu durchdringen und zu adeln. Was beweist überzeugender ihre Lebenskraft als die Tatsache, dass all der tote Wust von Worten und Formeln, den die Jahrhunderte darum gehäuft, sie nicht zu ersticken vermochten? Das religiöse Bedürfnis ist allenthalben lebendig – kommt ihm entgegen und vergeudet euer Bestes, die lebendige Rede, nicht

in falscher Anwendung! Warum sagte jener Pfarrer in seiner Predigt alles, nur das naheliegendste und natürlichste nicht?

„Gott lieben, das ist ja das einfachste, das allerselbstverständlichste auf der Welt,“ – wenn ihr nur wüsstet, wie einfach und selbstverständlich und wie ihr ihn schon liebt! Liebt ihr nicht was wahr und rein und gut ist? Und wisst nur nicht, dass ihr damit auch schon Gott liebt. Liebt ihr es nicht aus einer inneren Sehnsucht heraus, aus dem dunkeln Gefühl, dass es dem Besten in euch verwandt ist? Ihr müsst nun versuchen, euch darüber einmal ganz klar zu werden, eine andere Auffassung ist nötig – wenn ihr die habt, dann tut ihr ganz von selbst, was in der Predigt, was im vornehmsten Gebot verlangt wird: und was euch da als eine besondere Leistung und deshalb schwer erscheint – wenn ihr überhaupt darüber nachgedacht habt! –: *„Gott ganz sich zu eigen zu machen, mit ihm aufstehen, mit ihm sich niederlegen, ihn in sich zu tragen heute, gestern und in aller Ewigkeit.“*

Auch diese andere Auffassung ist nicht schwer zu finden, nur müsst ihr vorher aufhören, euch Gott als Person zu denken. Ihr müsst euch überhaupt keine Vorstellung von ihm machen, sonst baut ihr vor eurem geistigen Auge ebenso ein Götzenbild, wie die Juden es im goldenen Kalbe vor ihren leiblichen Augen errichteten. Und was schlimmer ist, ihr macht es euch unmöglich, die Auffassung von Gott zu erlangen, die uns das Neue Testament* und am eifrigsten darin der Evangelist Johannes, geben will. Lest nur einmal unbefangen darin, aber lest wirklich – nicht Buchstaben und Worte, sondern den tieferen Sinn, der dahinter liegt.

Gott ist Geist, finden wir da und erkennen, dass der allmächtige Gott, der überall waltet, der Geist der Liebe ist, die langmütig und freundlich ist, die nimmer aufhöret, der Geist der Güte, die aus der Liebe kommt, der Geist alles Guten überhaupt, alles Schaffenden, Erhaltenden, Mächtigen, Reinen, Wahren. All dies Hohe, das wir verehren und nach dem wir uns sehnen, das wir vereinzelt begreifen, das können wir vereint nur ahnend anbeten, zum Inbegriff der Gottheit erhöhen, das nennen wir Gott – Wenn wir Gott als Einheit nur ahnen können, in seinem Einzelwirken können wir ihn deutlich erfassen. Alles, was an Liebe und Güte, an Reinheit, Wahrheit, Kraft und Schönheit in der Welt ist, ist göttlich, ist ein Teil von Gott selbst und wenn wir es erkennen und lieben, so lieben wir Gott,

soviel wir von ihm erkennen. Wir erkennen und verstehen aber immer nur das uns verwandte, nur so viel als wir selbst in uns tragen. Gott blies dem Menschen ein seinen lebendigen Odem und sandte den versammelten Gläubigen in feurigen Zungen seinen heiligen Geist, sagt die Bibel in orientalischer Anschaulichkeit; wir fühlen: unser Leben, unsere Seele, alles Kraftvolle, Wahre, Gute und Reine und alles Lieben und alles Sehnen ist Göttliches in uns, Geist von jenem Geist, der wie in uns in allen Menschen, in und über der ganzen Schöpfung ist, der mit uns nicht aufhören kann, den wir Gott nennen.

Ihr seht, es ist ein Kreislauf: Wir ahnen und glauben das Vorhandensein einer Einheit des Geistes, weil wir in uns, unseren Nebenmenschen und der ganzen Schöpfung Teile davon erkennen. Wir könnten aber die Teile nicht erkennen, wenn sie nicht einander verwandt und zu einer Einheit zusammengehörig wären, – so ist die Einheit Schluss sowohl als Voraussetzung.

Wenn wir die Einheit des Geistes Gott nennen, so ist, was vom Geiste in uns, in unseren Nebenmenschen, in der ganzen Schöpfung wohnt, göttlich, Teil von Gott. Wenn das Pantheismus ist, ist dann nicht das Christentum pantheistisch? Was ist denn ursprünglich das Christentum anderes, als die Anerkennung, dass Christus der reinste, edelste, göttlichste Mensch war, als die Liebe zu ihm und daraus die Nachfolge in seiner Lehre? Was aber hat Christus zum Gott-Menschen gemacht? Die Kraft des Geistes, die göttlichste Kraft, Gott in ihm, den er stärker in sich besaß, reiner erhielt, klarer erkannte als je ein Mensch vor und nach ihm. Den er rein erhielt, weil er ihn klar erkannte, und der mächtig in ihm war, weil er ihn rein erhielt. Darum war er, der Mensch, in Wahrheit Gottes Sohn, weil das Mächtigste in ihm der Geist war, der die Materie besiegte, derselbe Geist, den wir Gott nennen und von dem uns Christus gelehrt hat, dass auch wir dieses Geistes Kinder sind.

Darum, wenn wir das Geistige in uns mehr lieben und höher stellen, als unsere irdischen körperlichen Triebe und Begierden, wenn wir lieben was schön, wahr, gut, stark, rein ist, dann lieben wir auch Gott, die höchste Potenz dieses Geistes, dann lieben wir als Brüder alle Menschen, denn sie sind Teile dieses Geistes wie wir. Je klarer wir dies erkennen, desto mehr

werden wir suchen, diesen Geist in uns zu läutern, bis, wenn wir wahr bleiben wollen, er auch in unseren Handlungen zum Ausdruck kommen muss. Wenn sich dann Widerspruch erhebt und Widerstand, ja Kampf sich uns entgegenstellt, dann wird die Probe auf die Kraft des Geistes in uns gemacht. Wenn es dann sein müsste, dass wir mit Gut und Blut für unsere Überzeugung einzutreten hätten, so wäre das der äußerste, aber selbstverständliche Triumph des Göttlichen über das Menschliche, des Geistes über die Materie in Fortsetzung seines Siegeszuges durch die Welt, der vom Kreuze Christi seinen bewussten Ausgang genommen hat.

Wir sind von Gott, schreibt der Evangelist Johannes, und wer Gott erkennt, der höret uns, welcher nicht von Gott ist, der höret uns nicht. Daran erkennen wir den Geist der Wahrheit und den Geist des Irrtums.

**Die Verfasserin übersieht, dass auch der Vatergott des N. T. durchaus persönlich gedacht ist.*



Mit Tochter Rhena und den Enkelkindern, Günsbach 1954

KONSTANZE SCHIEDECK

Zu Helenes Gott-Artikel – Fiktiver Brief an Helene

Liebe Helene,

lass mich ein paar Worte zu Deinem interessanten und inspirierenden Artikel sagen, der mich wiederholt zum Nachdenken angeregt hat. Deine Ausführungen zu „*Gott ist Geist*“ haben mich besonders angesprochen. Du siehst in Gott die Geistkraft (hebräisch: „*ruach*“), deren Wesen Liebe ist und aus der Langmütigkeit und Freundlichkeit folgen. Vor Augen hast Du nicht nur Matthäus 22, 36–40 und das Johannes-Evangelium, sondern sicherlich auch den 1. Korintherbrief 13, das sogenannte „Hohe Lied der Liebe“. Du schreibst: *„Wenn wir Gott als Einheit nur abnen können, in seinem Einzelwirken können wir ihn deutlich erfassen. Alles, was an Liebe und Güte, an Reinheit, Wahrheit, Kraft und Schönheit in der Welt ist, ist göttlich, ist ein Teil von Gott selbst, und wenn wir es erkennen und lieben, so lieben wir Gott, soviel wir von ihm erkennen.“* So wie Du haben damals viele gedacht. Doch Dein idealistisches Gottesbild erwies sich als trügerisch, war dem Untergang geweiht. Fast zehn Jahre, nachdem Du Deinen Artikel geschrieben hast, unterzeichneten 93 Intellektuelle, unter ihnen viele Theologen, am 4. August 1914 ein Manifest, in dem Deine Überzeugung und damit auch das Denken des 19. Jahrhunderts außer Kraft gesetzt wurde. So jedenfalls sahen es spätere geistige Persönlichkeiten wie der Philosoph Karl Jaspers (1883–1969) und die Theologen Paul Tillich (1886–1965), Emil Brunner (1889–1966) und Karl Barth (1886–1968)¹. Karl Barth sprach sogar von einem „*dies ater*“, einem schwarzen, grauenvollen Tag. Für ihn war klar, nach der Zustimmung zum Ersten Weltkrieg konnte so nicht mehr von Gott geredet werden wie bisher. Er suchte einen neuen Ansatzpunkt und kam zu dem Ergebnis: Gewiss ist nur, „*dass Gott Gott ist*“.² Das hört sich doch sehr schlicht und einfach an. Aber wie man nun von Gott reden sollte, das war höchst kompliziert. Die Theologie des 20. Jahrhunderts brauchte eine Erneuerung, sie wurde durch den Theologen Barth eingeleitet. Dieser sah

zwischen Gott und uns eine „Gletscherspalte“, eine „Polarregion“, eine „Verwüstungszone“.³ Seine Auslegung zum Römerbrief empfand man damals als „Theologie der Krisis“. Sie stand unter dem Eindruck des allgemeinen Zeitgeistes, der sich als Zeit der Krise begriff. Für Dich und Albert waren es ja auch schwere Jahre!

Die „Wiederentdeckung der Gottheit Gottes“ geschah durch Rudolf Ottos (1869–1937) Buch „Das Heilige“, 1917 erstmals erschienen. Es erlebte 30 Auflagen bis 1958.⁴ Das Heilige definiert Otto als das „Numinose“. Dieses ist zwiespältig: Es lässt erschauern, erschrecken vor dem Zorn Gottes, ist also ein „*mysterium tremendum*“, aber auch ein „*fascinatum*“, also etwas, was fasziniert, anzieht, „beseligt“. Die Entdeckung des Numinosen führte zu einer ganz neuen Sicht auf dämonische Bibelstellen des Alten und Neuen Testaments.⁵

Ich könnte Dir noch weitere Theologen nennen, doch ich will es dabei belassen. Du wirst durch Gespräche und Austausch mit Deinem Mann sicherlich noch andere kennen.

In Christus siehst Du, liebe Helene, den „reinsten“, „edelsten“ und „göttlichsten Menschen“, der Gott nachgefolgt ist und daraus folgerst Du, dass Jesus „in Wahrheit Gottes Sohn ist“ und begründest Deine Aussage: „... weil das Mächtigste in ihm der Geist war, der die Materie besiegte, derselbe Geist, den wir Gott nennen ...“. Die Gottessohnschaft siehst Du also nicht metaphysisch, wie einst das altkirchliche Christusdogma, sondern geschichtlich, wie es in der Bibel angelegt ist und auch in der Neuzeit vertreten wird. Nachdem Dein lieber Albert 1906 die „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ herausgebracht hatte, die Du ja korrigiert hast, wird sich Dein Jesusbild sicherlich geändert haben. Denn es war ja die Leistung Deines späteren Ehegatten, dass er die Unhaltbarkeit dieses Jesusbildes nachwies.

Deine Ausführungen zeigen auch eine Nähe zu Friedrich Gogarten (1887–1967), dem nicht die „Zeugung“ Jesu wichtig ist, sondern seine „Sendung“. „Er ist der Sohn, weil er Gott ganz und gar seinen Vater sein lässt. Jesus ‚hat nichts von sich selber‘, aber gerade, indem er nichts von sich selber hat, hat er alles von Gott und eben damit erweist er sich als der Sohn“⁶.

Nun muss ich Dich aber fragen, warum Dir unlängst eine Predigt nicht

gefiel, in der der Pfarrer über das Gebot der Liebe sprach. Deinen Einwand habe ich nicht ganz verstanden. Du glaubst, dass die Predigt „an den Obren mancher Zuhörer vorbeigegangen ist“. Niemand kann doch erfassen, wie die Worte eines Pfarrers auf die Anwesenden im Gottesdienst wirken. Jedenfalls erlaube ich mir darüber keine Spekulationen. Worte, die „der Seele wohl tun“, sind doch nicht abzulehnen; denn Verkündigung schließt immer auch Seelsorge mit ein. Warum soll der Besucher nicht Zuspruch erfahren? Natürlich will das Evangelium mehr: Trösten auf der einen Seite, wachrütteln und verkündigen auf der anderen Seite. Wie auch immer eine Predigt gestaltet ist, sie vermag nie alle Herzen anzusprechen. Das liegt schon in der Unterschiedlichkeit und Auffassungsgabe der Zuhörer begründet.

Ein Pfarrer steht in dem Dilemma, in der Regel ein Publikum mit ganz unterschiedlichen Interessen, Begabungen und Lebensgeschichten vor sich zu haben. Er wird nie alle ansprechen können.

Der Protestant sieht den Schwerpunkt eines Gottesdienstes in der Predigt. Aber nicht nur diese, auch Gesang, Liturgie, Gebet und Gemeinschaft machen die Summe aus. Hätte ich die sonntäglichen Vormittagsveranstaltungen immer nur nach der Predigt beurteilt, ich wäre bestimmt keine Kirchgängerin geworden.

Sicherlich gab es zu Deiner Zeit noch nicht das Kirchcafé. Lass es mich erklären. Aus dem Bedürfnis, sich nach dem Gottesdienst mit Gemeindegliedern zu unterhalten, sei es über die Predigt oder über andere Alltäglichkeiten, die jemandem auf der Seele liegen, hat es sich entwickelt. Mir bedeutet dieser Austausch oft mehr als die zuvor gehörte Verkündigung. Die Gespräche bieten die Gelegenheit, mein Gegenüber wahrzunehmen, an seinen Gedanken, Sorgen, was auch immer gesagt wird, Anteil zu haben. Darin sehe ich „*Evangelium leben*“, die christliche Botschaft zu verwirklichen.

Die Anmerkung des Herausgebers musst Du Dir nicht zu Herzen nehmen. Ich gehe davon aus, dass Du im Konfirmandenunterricht bei Pfarrer Engelmann hinreichend mit den Gleichnissen des Neuen Testaments vertraut gemacht worden bist und weißt, dass in den Evangelien für Gott die Metapher Vater gebraucht wird. Sowohl das „Vaterunser“ als auch das

„Gleichnis vom Verlorenen Sohn“ (Lukas 15, 11–32) darf man bei Dir als bekannt voraussetzen, zumal Du bereits während Deiner Konfirmandenzeit kleineren Kindern biblische Geschichten erzählt hast.

Heutzutage, liebe Helene, die theologische Forschung ist ja fortgeschritten, legt man Wert darauf, auch die weibliche Seite Gottes hervorzuheben. Kennst Du die Bibelstellen, in denen Gott mit einer Mutter verglichen wird? (Vgl. Jesaja 66, 13; Hosea 11,4). Leider ist Dir die „Bibel in gerechter Sprache“ unbekannt. Sie kam ja erst 2006 heraus. 42 Theologinnen und zehn Theologen haben fünf Jahre an der Übersetzung gearbeitet.⁷

Die Bibel ist nicht unumstritten. Der Titel provozierte. „Gerechte Sprache“ ist ein „terminus technicus“, ein Fachbegriff, der seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Verwendung findet. Eine Frau wird seitdem nicht als Student bezeichnet, sie ist eine Studentin. Ebenso sind Amtsbezeichnungen wie Diakonin oder Bischöfin üblich geworden.

Die Bibel stammt ja aus einer patriarchalisch geprägten Gesellschaft, sie spricht von Söhnen, schließt manchmal indirekt Töchter mit ein. Manch einer nahm den Begriff „Söhne“ aber allzu wörtlich und verlor damit das weibliche Geschlecht aus dem Blick. Darum bedurfte es einer Bibelübersetzung, die dies verdeutlicht. Du wirst staunen, wie viele Bezeichnungen es für Gott in der Heiligen Schrift gibt. Gott ist nicht nur Vater und Mutter, auch Hebamme und Gebärende, aber auch Henne und Bräutigam.⁸ Die Dir sicherlich bekannten Bezeichnungen wie Herr, Retter, Fels, Hirte, Schöpfer, Richter, Quelle, Licht und andere muss ich nicht im Einzelnen aufzählen. Du wirst sie kennen.

Jede Bezeichnung Gottes ist nur ein Versuch, das Wesen Gottes zu beschreiben, um es irgendwie zu erfassen. Kein einziges Bild trifft das Ganze. Letztlich bleibt Gott ein Verborgener oder um mit Luther zu sprechen ein „*deus absconditus*“.

Daher kann man Dir auch keinen Vorwurf daraus machen, Du habest das Vaterbild des Neuen Testaments nicht aufgegriffen. Was Du über den Geist Gottes schreibst, der sich in uns spiegelt, ist für mich nachvollziehbar. Ganz treffend finde ich Deine Formulierung: „*Wir erkennen und verstehen aber immer nur das uns verwandte, nur so viel als wir selbst in uns*

tragen.“ Wie recht Du damit hast.

Auch Paulus hatte schon im Blick, dass unsere Gotteserkenntnis nur unvollkommen ist, wenn er schreibt: „*Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser prophetisches Reden ist Stückwerk.*“⁹

Und er fährt fort: „*Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.*

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“¹⁰

Dem kannst Du doch sicherlich zustimmen.

Liebe Helene, ich danke für Deinen Artikel, der uns auch heute noch viel Anregungen zum Nachdenken gibt.

In Verbundenheit mit Dir grüßt

Konstanze Schiedeck, Februar 2017

-
- 1) Heinz Zabrt: *Die Sache mit Gott. Die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert*, R.Piper & Co. Verlag, München 1967, S.14. (Ein Standardwerk!)
 - 2) *Ebenda*, S.24.
 - 3) *Ebenda*, S.25.
 - 4) *Ebenda*, S.57.
 - 5) *Ebenda*, S.57f.
 - 6) *Ebenda*, S.180.
 - 7) *Evangelische Zeitung* Nr. 25, Februar 2007, S.14.
 - 8) „*Wenn Frauen Gott sagen ...*“. *Nachdenken über Gott vor dem Hintergrund weiblicher Lebenserfahrungen*, Hrsg. Evang. Landeskirche 2011, s. S.16f.
 - 9) 1. Korinther 13,9. – Bibelstelle zitiert aus: „*Die Bibel. Lutherübersetzung, Jubiläumsausgabe. 500 Jahre Reformation*“, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 2017.
 - 10) 1. Korinther 13, 12f. Siehe 9.

Lebenslauf von Helene Schweitzer Bresslau

- 25.1.1879 In Berlin als Tochter von Harry Bresslau und Caroline Isay geboren.
- 1890 Umzug nach Straßburg, wo der Vater als Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte tätig ist.
- 1896 Abschluss als Lehrerin für Höhere Mädchenschulen, Studium der Musik (Klavier und Gesang) am Konservatorium Straßburg.
- 1898 Helene Bresslau lernt Albert Schweitzer bei der Hochzeit einer gemeinsamen Bekannten kennen.
- 1900 Beginn Studium der Kunstgeschichte und Geschichte
- 22.3.1902 Beginn der intensiven Freundschaft mit Albert Schweitzer.
- 1902/03 Engländeraufenthalt, arbeitet als Lehrerin und Erzieherin und als Übersetzerin für Russisch; dreimonatiger Krankenpflegekurs in Stettin, anschließend
- 1904 mehrmonatiger Aufenthalt bei Verwandten in Hamburg, beschäftigt sich mit Philosophie und Theologie.
- 1905–1909 Hauptamtliche Waiseninspektorin im Gemeindewaisenamt der Stadt Straßburg.
- 1905 Schweitzer teilt ihr seinen Entschluss mit, als Arzt nach Afrika zu gehen.
- 1908 Gründung des Mütterheims für ledige Mütter in Straßburg.
- 1909 Helene Bresslau beginnt eine Krankenschwestern-Ausbildung in Frankfurt am Main.
- 18.6.1912 Heirat mit Albert Schweitzer
- 26.3.1913 Abfahrt nach Lambarene
- 1913–1917 Helene Schweitzer Bresslau baut mit Schweitzer das erste Spital in Andende/Lambarene.
- Sept. 1917 Rückführung als Internierte nach Frankreich in schlechtem Gesundheitszustand.
- 14.1.1919 Geburt der Tochter Rhena am 44. Geburtstag ihres Vaters.
- 1922 Ausbruch der Tuberkulose, die eine Rückkehr nach Lambarene unmöglich macht.
- Ab 1924 Aufenthalt in Königsfeld, Schwarzwald, wo Albert Schweitzer ein Haus bauen ließ.
- 1929 Lambarene. Schwere Fieberschübe zwingen sie jedoch, im April 1930 nach Europa zurückzukehren.
- Aug. 1930 Neunmonatiger Aufenthalt im Sanatorium von Dr. Max Gerson in Kassel.
- Sept. 1932 Wohnsitz mit Rhena in Lausanne, da Helene wegen ihrer jüdischen Herkunft eine Verfolgung durch die Nationalsozialisten in Deutschland droht.
- 1937 Umzug mit Rhena nach New York.
- Okt. 1938 Achtwöchige Promotionstour in den USA zu Gunsten von Lambarene. Es ist ihr zu verdanken, dass Amerika das Spital kennt und während des Krieges Medikamente ins Spital schickt.
- Juni 1940 Flucht aus Paris zusammen mit Rhena und ihrer Familie in den unbesetzten Süden Frankreichs.
- 2.8.1941 Helene Schweitzer Bresslau erreicht Lambarene auf einem abenteuerlichen Weg über Portugal und Angola, um an der Seite ihres Mannes zu sein.
- 8.9.1946 Rückkehr nach Europa.
- 1949 Helene Schweitzer Bresslau begleitet Albert Schweitzer in die USA zur Gedenkrede zum 200. Geburtstag von Goethe.
- 1954 Begleitet ihren Mann nach Oslo zur Entgegennahme des Friedensnobelpreises für das Jahr 1952.
- 1956–1957 Letzter Besuch in Lambarene (bis 23. Mai).
- 1.6.1957 Helene Schweitzer Bresslau stirbt in Zürich. Ihre Asche wird in Lambarene beigesetzt.

Vor 100 Jahren



Die Ehepaare Schweitzer und Morel, etwa 1920

ROLAND WOLF

Albert Schweitzer im Jahr 1917

Wie wir in der letzten Folge erfahren haben, hielt sich das Ehepaar Schweitzer seit Oktober 2016 am Meer in der Nähe von Port-Gentil auf. Während Schweitzer dort in der Abgeschiedenheit ihres kleinen Hauses an seiner Kulturphilosophie arbeitete und Helene mit der Abschrift der fertigen Kapitel begann, brauten sich auf der politischen Ebene dunkle Wolken zusammen.

Im Vorjahr hatte Schweitzer auf Anordnung der Kolonialverwaltung bereits eine Aufstellung seines Hab und Guts anfertigen müssen, doch nun drohte dessen Zwangsverwaltung. Anfang Januar 1917 wandte sich in diesem Sinne der Chef des Verwaltungsbezirks Lambarene an den Leiter der Missionsstation in Andende, Missionar Felix Faure, und trug ihm die Verantwortung für die Beschlagnahmung an, was Faure in einem Schreiben vom 22. Januar akzeptierte.

Die Maßnahme scheint jedoch noch nicht endgültig vollstreckt worden sein, denn am 28. Februar spricht Schweitzer in einem Brief an Missionsdirektor Bianquis von ihrer Aufhebung und kündigt eine Rückkehr nach Lambarene nach dem Monat Mai an. Es wurde schließlich Ende Juni, und am 4. Juli schrieb Schweitzer an Bianquis, dass er seine ärztliche Tätigkeit in Lambarene wieder aufgenommen hatte. Da jedoch der Flussdampfer, der die Post beförderte, schon abgefahren war, ergänzte er ihn durch ein weiteres Schreiben drei Wochen später.

Im Mittelpunkt steht die Frage der Gesundheit der Missionare bei längerem Aufenthalt im tropischen Klima. Auf Schweitzers Rat will das Ehepaar Kast auf ein viertes Jahr auf der Missionsstation Ngomo verzichten, doch bedauert Schweitzer den Weggang von Frau Kast, die auf der unter zahlreichen Fällen von Schlafkrankheit leidenden Station eigentlich unentbehrlich sei.

Auch das nächste Schreiben vom 10. September behandelt das Thema Gesundheit. Angesichts von mehreren Fällen schwerer Malariaerkrankun-

gen von jungen Lehrerinnen der Missionsstation Baraka in der Hauptstadt Libreville wiederholt Schweitzer seine dringende Empfehlung, die Aufenthalte auf zunächst zwei Jahre zu begrenzen, denn Gabun sei „ein schlimmes Land“. Und er fügt hinzu:

„Ich komme immer mehr zu dem Schluss (wenn ich alle meine europäischen Kunden sehe), dass man es nie erreichen wird, den Durchschnitt von drei Jahren Aufenthaltsdauer zu übertreffen. Die Handelsgesellschaften sind übrigens zu dem gleichen Ergebnis gekommen. Die größte von ihnen, die Société du Haut Ogoou , siebt in ihren Verträgen einen Aufenthalt von nur drei Jahren vor und zudem mit der Möglichkeit für die, die davon Gebrauch machen wollen, nach zwei Jahren zurückzukehren. Sie hat erkannt, dass ihre Angestellten nach drei Jahren nur noch eine quantitativ wie qualitativ verringerte Arbeit leisten. Glauben Sie mir, dass der Ertrag der Missionstätigkeit den gleichen Gesetzen unterliegt.

Die katholische Mission siebt Verträge von sechs Jahren und mehr vor. Sie hat keine sehr glücklichen Ergebnisse, was ich feststellen kann, nachdem ich seit mehr als vier Jahren ihre Kranken behandle. Ihre plötzlichen Todesfälle sind häufiger als bei uns und ihr Personal verbraucher. Obwohl sie von allen häuslichen Sorgen befreit sind und ein leichteres, und in vielerlei Beziehung regelm ssigeres Leben haben als unsere Missionare. (...)

Nehmen Sie mich nicht als Beispiel. Zuerst hat mir meine arme Mutter eine bewundernswerte Gesundheit vererbt; dann bin ich auch weniger der Malaria ausgesetzt als unsere Missionare, da ich keine Reisen unternehme; drittens konnte ich mich monatelang am Meer erholen; viertens ist meine Arbeitskraft spürbar vermindert.“

In einem zweiten Brief vom selben Tag betont er noch einmal, dass dreijährige Aufenthalte gefährlich und von schlechtem Ertrag seien, und spricht auch erneut das Haus am Meer an, in dem er und Helene sich nach Beginn der Regenzeit wieder zu erholen gedenken.

Doch dazu kam es nicht mehr, denn, um einem angeblichen Fluchtversuch der beiden zuvorzukommen, erging Ende September der Befehl, dass das Ehepaar Schweitzer mit dem nächsten Schiff nach Europa und dort in ein Gefangenenlager zu verbringen sei.

Da das Schiff einige Tage Verspätung hatte, blieb Zeit, mit Hilfe der

Missionare das gesamte Hab und Gut in Kisten zu verpacken und in einer Wellblechbaracke unterzustellen. Um einer Beschlagnahmung zuvorzukommen, schenkte Schweitzer die gesamten Sachen der Mission, zunächst durch eine kurze Urkunde ohne Inventar, dann, möglicherweise auf Drängen von Missionar Faure, dem Leiter der Station, durch ein ausführlicheres Dokument. Dennoch wurden die Sachen beschlagnahmt, aber nicht zwangsversteigert. So fand sie Schweitzer 1924 wieder, was eine sofortige Aufnahme des Spitalbetriebs erlaubte, noch bevor die aus Europa abgeschickten Kisten in Lambarene eintrafen.

Ebenso wichtig wie Medikamente und Instrumente waren für Schweitzer die Skizzen der Kulturphilosophie, die er nicht mitnehmen wollte.

„Bei irgendeiner Visitation wären sie mir abgenommen worden. Also vertraute ich sie dem amerikanischen Missionar Ford an, der damals in Lambarene wirkte. Dieser hätte – wie er mir gestand – das schwere Paket am liebsten in den Fluss geworfen, weil er Philosophie für unnötig und schädlich hielt. Aber aus christlicher Liebe wollte er es aufbewahren und es mir nach Ende des Krieges zukommen lassen. Um auf alle Fälle etwas von der getanen Arbeit zu retten, machte ich mir in zwei Nächten einen Auszug auf Französisch, der die Hauptgedanken des Ganzen und die Disposition der bereits ausgearbeiteten Teile enthielt. Damit er den Zensoren, die sich damit befassen würden, inaktuell und damit unanst ssig erschiene, gab ich ihm durch entsprechende Kapitelüberschriften das Aussehen einer geschichtlichen Studie über die Renaissance. Tatsächlich erreichte ich damit, dass er der ihm mehrmals drohenden Konfiskation entging.“

Ein zweites Manuskript, das er zurücklassen musste und Missionar Faure anvertraute, waren die Einleitungen zu den Choralvorspielen Bachs. Es sollte fast fünfzig Jahre dauern, bis Schweitzer sie kurz vor seinem Tod mit Hilfe von Edouard Nies-Berger vollenden konnte.

Am Abend vor der Abreise spielten Albert und Helene auf dem Tropenklavier vierhändig das Andante aus der fünften Symphonie von Beethoven. Am nächsten Tag bestiegen sie unter Bewachung den Flussdampfer nach Port-Gentil und dort das Schiff nach Europa. Sie hatten die schlechteste Kabine auf der „Afrique“, in der Nähe der Maschine, und ein weißer Unteroffizier wachte darüber, dass sie die Kabine nur zur festgesetzten

Zeit zu einem Gang auf Deck verließen und nicht mit anderen Passagieren sprachen.

Unterwegs kreuzten sie ein französisches Schiff, auf dem das Ehepaar Morel nach Gabun zurückkehrte. Obwohl der elsässische Missionar Morel und seine Frau ebenfalls deutsche Staatsbürger waren, sind sie ganz anders behandelt worden als die mit ihnen befreundeten Schweitzer. Sie hatten 1916 Urlaub in Frankreich erhalten, wo Morel bis zur Rückkehr nach Gabun in der Nähe von Bordeaux einige zur Armee eingezogene Pfarrer vertrat. Hat die Missionsgesellschaft hier mit zweierlei Maß gemessen?

Es gab noch eine zweite, wesentlich unangenehmere Begegnung, und daran war ein später namhafter deutscher Theologe nicht unbeteiligt, nämlich Martin Niemöller. In einem Brief an diesen schreibt Schweitzer 1958 aus Lambarene unter anderem:

„Noch eins: Wo stand Ihr Unterseeboot im November 1917? War es nicht vor dem Hafen von Dakar? Das Schiff, auf dem ich mit meiner Frau als Gefangener damals nach Europa befördert wurde, lag mit einem ganzen Convoi damals im Hafen von Dakar und wagte sich nicht heraus, weil ein deutsches Unterseeboot davor läge. Nun habe ich in einem Artikel über Sie vor längerer Zeit gelesen, dass Ihr Boot zu jener Zeit in jenen Gewässern sein Wesen gehabt habe. Es wäre mir interessant zu wissen, ob Sie mir wirklich einmal nach dem Leben getrachtet haben, was ich Ihnen natürlich zum Voraus verzeihen würde, christlicher Weise. Jedenfalls stehen wir jetzt beide Schulter an Schulter im Kampfe um die Abschaffung der Atombomben.“

In der Tat diente der junge Niemöller damals in der kaiserlichen Marine als Erster Offizier auf dem Unterseeboot U 151 und lieferte sich dort nach eigener Aussage vor dem Hafen von Dakar „eine Kanonenschießerei“ mit einem französischen Dampfer. Was Schweitzer zu der Bemerkung veranlasste: *„Sie haben mir also tatsächlich aufgelauert und nach dem Leben getrachtet! Wenn es Ihnen geglückt wäre, hätten Sie jetzt einen braven Kumpan weniger im Anti-Atomkampf“.*

Als das deutsche U-Boot nach einigen Tagen Kurs auf die Kapverdischen Inseln nahm, konnte Schweitzers Schiff die Fahrt fortsetzen und erreichte Mitte November Bordeaux. Dort wurde das Ehepaar bei eisigen Außentemperaturen und zunächst ohne warme Kleidung in eine Durch-

gangskaserne geführt und neun Tage in einer unbeheizten Zelle eingesperrt. Beide erkälteten sich schwer, Albert zog sich eine Dysenterie zu, an deren Folgen er noch lange leiden sollte.

Von Bordeaux kam das Ehepaar Schweitzer in das große Internierungslager Garaison in den französischen Pyrenäen, ein ehemaliges Kloster, in dem seit Kriegsbeginn zivile Angehörige feindlicher Staaten untergebracht wurden. Von dort konnten sie über das Rote Kreuz brieflichen Kontakt mit den Familien im Elsass aufnehmen und ihnen berichten, dass es ihnen den Umständen entsprechend gut ging. Helene schrieb:

„Wenn der Aufenthalt auch nicht gerade der ist, der uns für unsere Erholung nach der langen Tropenzeit vorgeschwebt hatte, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass andere noch Schlimmeres durchgemacht haben – wir hatten gerade in letzter Zeit so manche Beispiele davon. Und Luft und Lage des Camp (sic) sind gut, die umgebende Landschaft sogar sehr schön. Wir haben ein Zimmer allein und Feuer im Kamin – das ist schon viel wert, und selbst in den Tagen, in denen ich viel mehr froh als jetzt, habe ich mich nicht nach der Hitze zurückgesehnt, die wir um diese Jahreszeit in Afrika auszuhalten hatten.“

„Merkwürdigerweise“ war Schweitzer der einzige Arzt unter den Internierten, und deshalb schrieb er an Heiligabend des Jahres 1917 an den Direktor des Lagers, der ihm die Genehmigung der Behörden mitgeteilt hatte, im Lager ärztlich tätig zu sein.

„Viereinhalb Jahre lang habe ich ein humanitäres und ärztliches Werk in Französisch-Zentralafrika vollbracht. Die unverhoffte Besserung meiner Gesundheit und der meiner Frau – dank der guten Luft von Garaison – ermöglicht es mir, wieder eine gewisse Tätigkeit aufzunehmen. Ich möchte sie dazu benutzen, um in Frankreich ein ähnliches Werk zu vollbringen, an dem Ort, den das Schicksal mir anscheinend zugewiesen hat.“

So war Schweitzer also wieder Arzt, und was ihm an freier Zeit verblieb, verwandte er auf die Arbeit an der Kulturphilosophie und *„das Orgelüben auf Tisch und Fußboden“.*

Schon auf dem Schiff hatte er angefangen, *„einen Tisch als Manual und den Fußboden darunter als Pedal zu benützen und so Orgel zu üben“*, und nun zimmerte ihm ein Mitgefangener und Bekannter des Hamburger Han-

delsvertreters Richard Claßen, den Schweitzer nach Kriegsausbruch in seinem Haus in Andende beherbergt hatte, einen Holztisch, sodass er sein „Orgelüben“ fortsetzen konnte.

Und auch in anderer Hinsicht wusste Schweitzer den Aufenthalt interessant zu gestalten und vor allem die Tatsache zu nutzen, dass unter den Gefangenen Menschen aus aller Herren Länder und vielen Berufen vertreten waren.

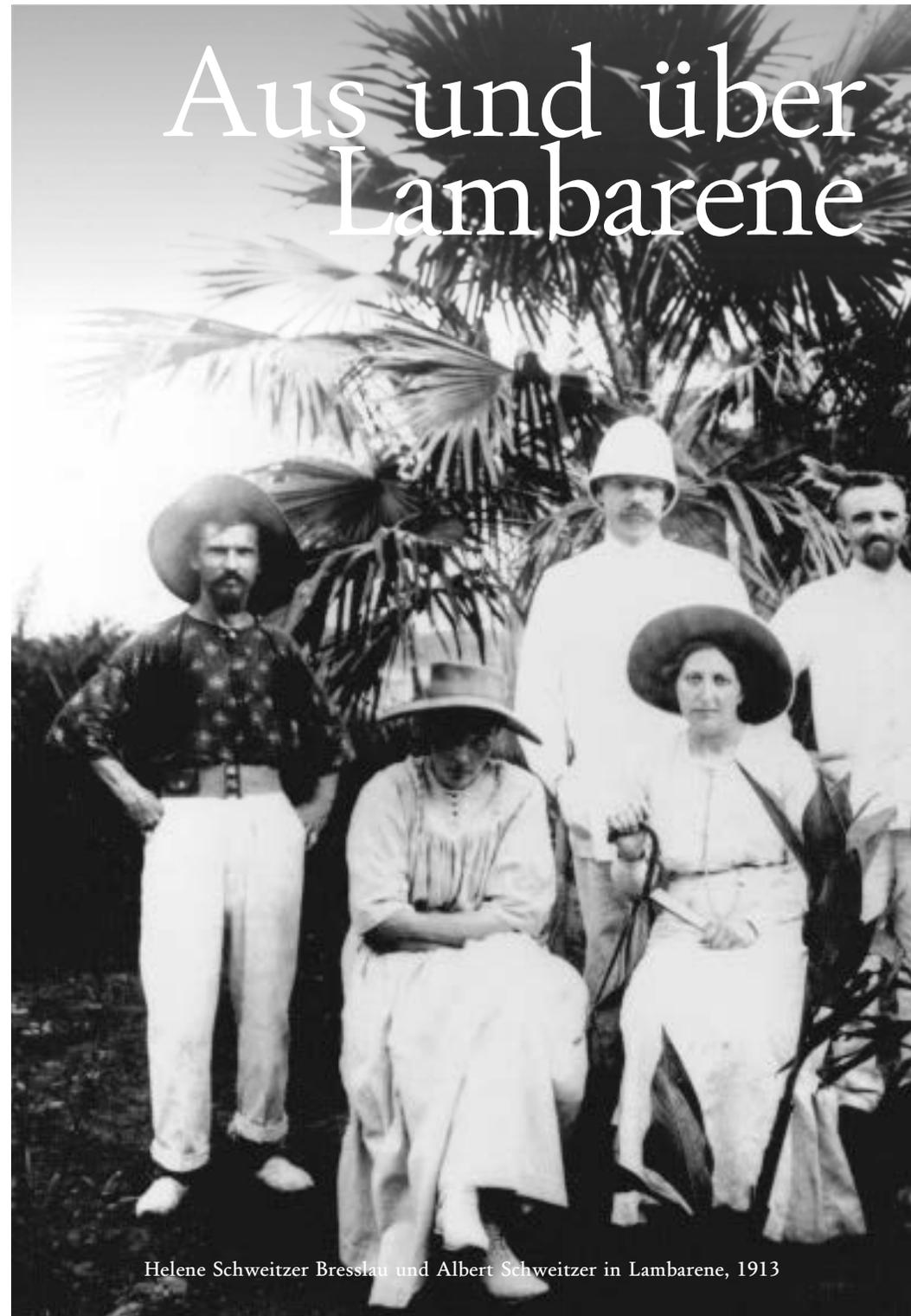
„Um sich zu bilden, brauchte man im Lager keine Bücher zu lesen. Für alles, was man wissen wollte, standen einem sachkundige Menschen zur Verfügung. Von dieser einzigartigen Gelegenheit zu lernen habe ich reichlich Gebrauch gemacht. Über Bankwesen, Architektur, Mühlenbau und Mühlenwesen, Getreidebau, Ofenbau und so vieles andere eignete ich mir Kenntnisse an, die ich sonst wohl nie erlangt hätte.“

Schweitzer ahnte damals nicht, wie sehr ihm später, als er seine Tätigkeit in Lambarene wieder aufnehmen konnte, diese Kenntnisse bei seiner unermüdlichen Tätigkeit als „Baumeister“ zugutekommen sollten.

Quellen:

- Albert Schweitzer: *Zwischen Wasser und Urwald*
- Albert Schweitzer: *Aus meinem Leben und Denken*
- Albert Schweitzer: *Leben, Werk und Denken 1905–1965 mitgeteilt in seinen Briefen*
- Albert Schweitzer: *Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965*
- *Briefwechsel zwischen Schweitzer und der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft*
- *Journal de Louis Schweitzer. Gunsbach 1914–1919*
- Verena Mühlstein: *Helene Schweitzer Bresslau. Ein Leben für Lambarene*
- Gustav Woytt: *Zwei Dokumente zur Rückführung von Albert und Helene Schweitzer nach Europa im Oktober 1917*

Aus und über Lambarene



Helene Schweitzer Bresslau und Albert Schweitzer in Lambarene, 1913

Die Historische Zone des Schweitzer-Spitals im Jahr 2016

Nach dem Jubiläumsjahr 2015 mit 4.490 Besuchern des Museums und der Historischen Zone war von vornherein ein Rückgang zu erwarten. Dass er aber so stark ausfallen sollte, war nicht abzusehen und lässt sich vor allem mit den politischen und sozialen Ereignissen in den letzten vier Monaten des Jahres erklären.

Nach einem normalen Verlauf im ersten Halbjahr und den erwartungsgemäß starken Ferienmonaten Juli (451 Besucher) und August (568) brach die Besucherzahl infolge der Unruhen im Zusammenhang mit der Präsidentschaftswahl Ende August ein, und im September besichtigten lediglich 94 Personen das historische Schweitzer-Spital. Da auch die Zahlen für das letzte Quartal unter denen des Vorjahres blieben, kamen schließlich im Jahr 2016 insgesamt nur 3.417 Besucher nach Lambarene, 1.000 weniger als im Vorjahr.

Den größten Anteil stellten naturgemäß die Afrikaner mit 2.065 Besuchern. An zweiter Stelle standen die Europäer mit 1.184 Besuchern, gefolgt von den Touristen aus Asien (96), Amerika (57) und Australien mit Neuseeland (5).

Pro Monat kamen im Durchschnitt zwischen 200 und 300 Personen nach Lambarene. Die geringsten Besucherzahlen wies – abgesehen von der außerordentlichen Situation im September – der November auf (124), die höchsten die Ferienmonate Juli (451) und August (568).

Die Gabuner stellten 1.921 Besucher, an zweiter Stelle bei den Afrikanern standen die Kameruner und die Besucher aus der Elfenbeinküste mit je 24 Personen.

Bei den Europäern bilden natürlich die Franzosen mit 876 die größte Gruppe, da in Gabun mehrere Tausend Franzosen arbeiten und das Spital für sie, ihre Familien sowie ihre Besucher aus Frankreich ein beliebtes Ausflugsziel darstellt. Nach den Franzosen kommen schon die Deutschen

mit 85 Besuchern, gefolgt von den Belgiern (40) und den Schweizern (36)

Bei den anderen Herkunftsländern haben die Asiaten (96) zum ersten Mal die Amerikaner (57) übertroffen, was auf mehreren Aufenthalten offizieller japanischer Delegationen (32 Besucher) mit Spendenübergabe beruht.

Insgesamt wurde das historische Spital von Touristen aus 52 Ländern besucht: die Afrikaner kamen aus 21 verschiedenen Ländern, die Europäer aus 17, die Asiaten aus 8, die Amerikaner aus 4; hinzu kommen aus dem fünften Kontinent Australien und Neuseeland.

Eine erfreuliche Zunahme scheint auf den ersten Blick bei den Übernachtungen zu verzeichnen zu sein, die von 3.790 (2015) auf 4.224 angestiegen sind. Allerdings geht davon die Mehrzahl (2.409) auf das Konto von Personen, die in irgendeiner Weise in dienstlichem Auftrag in Lambarene waren und die Übernachtung nicht bezahlen mussten.

Ein noch größeres Ungleichgewicht bestand bei den eingenommenen Mahlzeiten: während die Küche für die Touristen 2.786 Mahlzeiten zubereitete, waren es für die im Spital tätigen Personen einschließlich einiger in der Ausbildung befindlicher Assistenzärzte 5.983.



Kindergarten und Schule im Schuljahr 2016/17

Völlig reibungslos ablaufende Schuljahre sind in Gabun leider selten, da immer wieder politische und soziale Ereignisse zu mehr oder weniger langen Unterbrechungen führen. In diesem Jahr waren es die Präsidentenwahlen Ende August, die zu mehrtägigen gewaltsamen Auseinandersetzungen in der Hauptstadt und in vielen Landesteilen führten. Das neu besetzte Unterrichtsministerium schaffte es nicht, den für Mitte September geplanten Schuljahresbeginn rechtzeitig zu organisieren, und außerdem fehlte es an Klassensälen und Mobiliar.

Mehrmals wurde der Beginn des Schuljahres hinausgeschoben und schließlich auf Anfang November festgelegt. Wegen eines von einer Lehrgewerkschaft sofort ausgerufenen Streiks für bessere Arbeitsbedingungen kamen aber vor allem in den öffentlichen Schulen die Aktivitäten nur zögernd in Gang.

Im Schweitzer-Spital kam hinzu, dass infolge der gekürzten Subvention des Staates für das Krankenhaus die Löhne und der zu Schuljahresbeginn fällige Zuschuss an die Eltern nur mit Verspätung ausbezahlt werden konnten. Viele Kinder blieben deshalb erst einmal zuhause, da die Eltern das bei der Anmeldung fällige Geld für Einschreibung, Schuluniform und Materialien nicht aufbringen konnten. Und einige Familien, die es sich leisten konnten, meldeten ihre Kinder in Privatschulen an, wo der Unterricht in der Regel störungsfrei abläuft. So gingen die Schülerzahlen in der Grundschule des Spitals gegenüber dem Vorjahr sehr deutlich zurück, wie die folgende Tabelle zeigt.

Schülerzahlen Grundschule im Schuljahr 2016/2017

	JUNGEN		MÄDCHEN		GESAMT	
	16/17	Vj.	16/17	Vj.	16/17	Vj.
1. Schuljahr	15	21	11	19	26	40
2. Schuljahr	14	15	9	19	23	34
3. Schuljahr	9	15	9	17	18	32
4. Schuljahr	13	17	10	16	23	33
5. Schuljahr	10	15	8	18	33	18
Schule gesamt	61	83	47	89	108	172

Im Kindergarten, der Kinder von Spitalangehörigen und auch Mitarbeitern des Forschungszentrums ab dem Alter von sechs Monaten aufnimmt, war dagegen nur ein leichter Rückgang zu verzeichnen.

Zahlen Kindergarten im Schuljahr 2016/2015

	Baby Sektion 0–2 Jahre		Kleine Sektion 3 Jahre		Mittlere Sektion 4–5 Jahre		Große Sektion 6 Jahre		Gesamt- zahl	
	16/17	Vj.	16/17	Vj.	16/17	Vj.	16/17	Vj.	16/17	Vj.
Jungen	20	22	12	17	17	11	7	10	56	60
Mädchen	14	14	10	13	10	13	14	13	48	53
Gesamt	34	36	22	30	27	24	21	23	104	113

Kenia-Projekt



ANDREA MUNZ

Albert-Schweitzer-Schule für Aids-Waisenkinder in Kenia

Diese Schule ist eine Vision des kenianischen Sozialarbeiters Steve Onyang und seiner Ehefrau Akinny Rosmary. Die beiden hatten in ihrer Gegend bereits seit Jahren Aids-Waisenkinder betreut. Jene Region ist furchtbar von der Aids-Pandemie heimgesucht. Mehr als ein Drittel der erwachsenen Bevölkerung ist HIV-positiv. Meine Eltern Jo und Walter Munz und ich selber begegneten dem beeindruckenden Steve Onyang persönlich. Es entstand daraus eine freundschaftliche Zusammenarbeit, und plötzlich tauchte Steve's Idee einer Schule für Aids-Waisenkinder auf. Es wurde eine vierjährige Ausbildung geplant, bis die kleinen Kinder den fünf Kilometer langen Weg zur nächsten offiziellen Schule selber wandern könnten. Zwischenzeitlich ist in der Schweiz ein kleiner, aktiver Hilfsverein entstanden.

Die Albert-Schweitzer-Schule liegt in der Nähe des Viktoriasees. Sie konnte im Februar 2016 eingeweiht werden. 160 Kinder im Alter von vier bis acht Jahren kommen nun täglich zum Lernen. Sie haben in ihrer großen Mehrzahl Mutter und Vater durch die Aids-Krankheit verloren und leben bei Großeltern oder anderen Angehörigen. Sie hätten keinerlei Anschluss an eine Schulbildung finden können. Sieben kenianische Lehrerinnen und Lehrer, selbst ebenso begeistert wie die kleinen Schüler, betreuen die Kinder gemeinsam mit Steve.

Die Schule steht dem Gedankengut von Albert Schweitzer sehr nahe. Nach Studien von Theologie, Philosophie und Orgelmusik beschloss er, von seinem 30. Lebensjahr an einen direkten und persönlichen Dienst an bedürftigen Menschen auf sich zu nehmen. Schweitzer dachte daran, ein Waisenhaus zu gründen oder Menschen, die aus dem Gefängnis entlassen worden sind, zu sich zu nehmen, bevor dann die Idee des Spitals in Lambarene auftauchte. Schweitzers Botschaft der Ehrfurcht vor dem Leben ist in der neuen Schule in Kenia völlig gegenwärtig.

Der Deutsche Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. schenkte ein neues Schulhaus!

Während 2016 nur ein einziges Gebäude zur Verfügung stand und ein Teil der Kinder in verschiedenen behelfsmäßigen Unterkünften lernen musste, ist vor kurzem eine wunderbare Erweiterung möglich geworden. Dank einer bedeutenden Spende des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. konnte am 24. Februar dieses Jahres ein zweites Schulhaus eingeweiht werden, sodass von jetzt an alle Kinder in geeigneten Räumen unterrichtet werden. Wir möchten für die große Gabe aus Deutschland von Herzen danken.

Im Weiteren konnte die Wasserversorgung der Schule so ergänzt werden, dass in großen Tanks jetzt genügend Regenwasser „geerntet und gespeichert“ werden kann. Auch sind gute ökologische Toiletten vom Typ Ecosan gebaut worden.

Die geistige Ausstrahlung der Schule

Steve Onyang gelang es, in kurzer Zeit einen erstaunlichen Chor mit seinen kleinen Sängerinnen und Sängern aufzubauen. An einem regionalen Singwettbewerb gewann der Albert-Schweitzer-Chor unter 60 teilnehmenden Schulen so hervorragende Preise, dass der Chor zu dem nationalen Sing-Wettbewerb in Nairobi eingeladen wurde. Steve Onyang konnte die Einladung nicht annehmen, da das Geld fehlte für die weite Busreise in die Hauptstadt und für den dortigen Unterhalt seiner Sänger.

Da kam eine riesige Überraschung: Das kenianische Erziehungsministerium zahlte alle Kosten für den Transport, das Essen und die Unterkunft der 42 Kinder, für Steve und zwei begleitende Lehrerinnen. Auch in Nairobi sangen die Kinder ausgezeichnet. Anschließend wurde Steve vor den Erziehungsminister bestellt, um dessen Frage zu beantworten: „*Why do your pupils sing so extraordinarily well ?*“ Steves Antwort war sehr einfach: „*We give our children all of our attention, and we love them.*“ (Minister: „*Warum singen Ihre Schüler so ausgezeichnet?*“ Steve: „*Wir schenken ihnen*

alle unsere Aufmerksamkeit, und wir lieben sie.“)

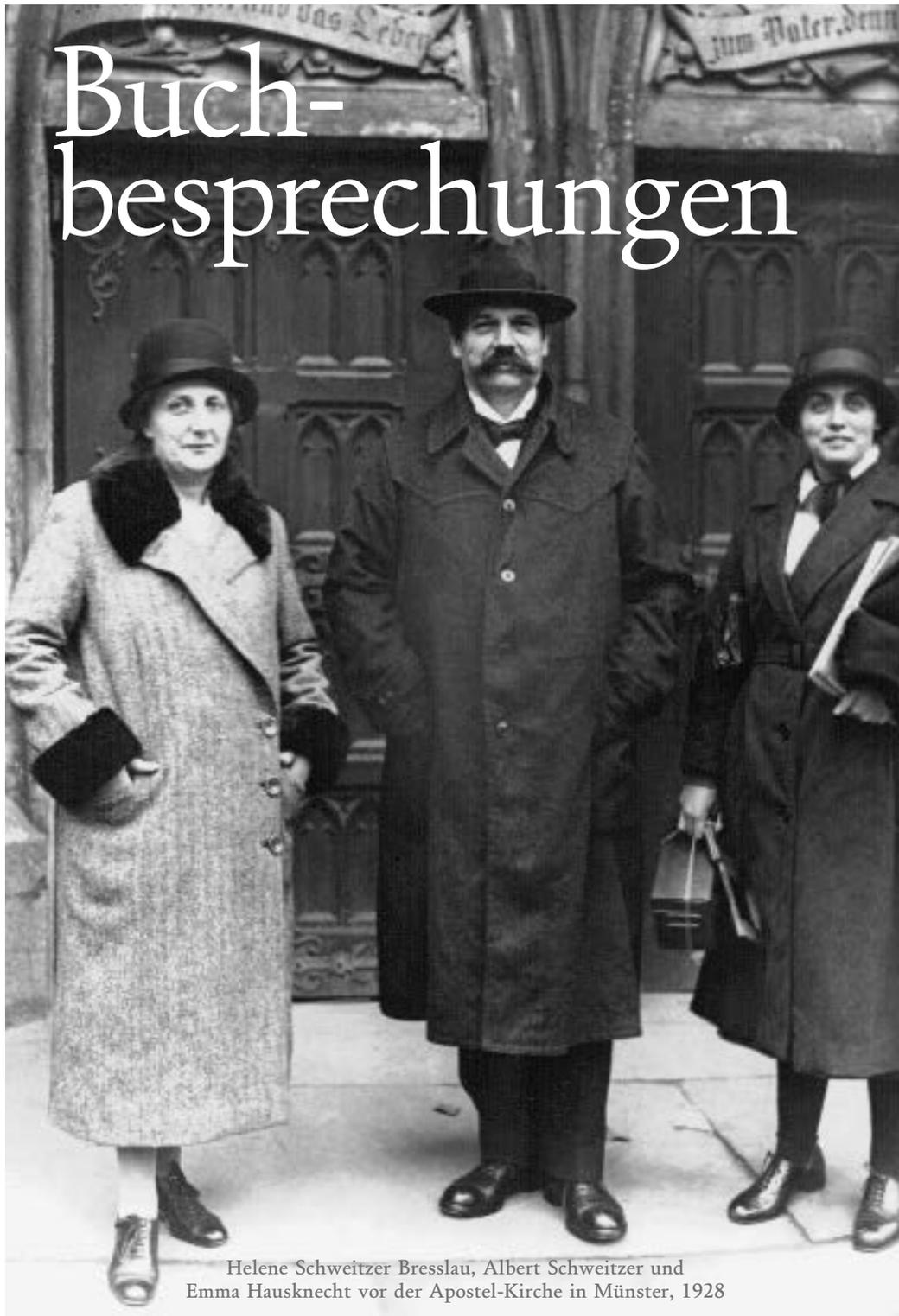
Ein weiteres Zeichen der öffentlichen Anerkennung: Die Albert Schweitzer-Schule wird nur unterstützt durch den kleinen Verein in der Schweiz; dazu erhält sie nach Möglichkeit bescheidenste Geschenke von Angehörigen der Kinder, wie Brennholz und Maismehl. Nun hat die kenianische Regierung dieser privaten Schule kürzlich alle Lehrmittel für das zweite Schuljahr gratis an Steve geliefert.

Die Freude über das Wachsen des jungen Werkes ist groß. Unsere Sorge ist es, die laufenden Kosten langfristig aufzubringen, denn die Mittel für Investitionen finden sich leichter als die Hilfe für das nachhaltige Wirken. Die Notwendigkeit der Schule und das bisherige Gelingen schenken uns Mut und Zuversicht.

Im Namen des Vereins Albert-Schweitzer-Schule Kenia
Kapuzinerweg 4b, CH 6006 Luzern, kontakt@andreamunz.ch



Buch- besprechungen



Helene Schweitzer Bresslau, Albert Schweitzer und
Emma Hausknecht vor der Apostel-Kirche in Münster, 1928

ERNST LUTHER

Isgard Ohls: Der Arzt Albert Schweitzer. Weltweit vernetzte Tropen- medizin zwischen Forschen, Heilen und Ethik.

Uneingeschränkt – so sei vorangeschickt – stimme ich den Worten des Herausgebers der Bonner Beiträge Walter Bruchhausen zu, die er im Geleitwort zu diesem Buch formulierte: *„Der materialreichen und gründlichen Studie von Isgard Ohls, die als Theologin, Musikerin und Ärztin Schweitzer in Vielem sehr nahe ist, kommt das große Verdienst zu, auch anhand von zahlreichen bisher unveröffentlichten Archivalien und in umfassender Kenntnis der bereits sehr umfangreichen Literatur zu Schweitzer mit einem solchen einseitigen Bild des bloß humanitären, weniger wissenschaftlichen Buschdoktors aufzuräumen. ... Diesem wertvollen Beitrag zu unserem Schweitzer-Bild und zur Schweitzer-Forschung ist zu wünschen, dass er in diesem Sinne nicht nur den engen Kreis der Anhängerschaft oder biographisch Interessierten erreicht und überzeugt, sondern darüber hinaus eine weitere Leserschaft, die sich der Frage nach dem Zusammenhang von humanitärem Engagement und wissenschaftlich basierter Lebensform – oder einfacher: der Menschlichkeit der Medizin – stellt.“* (S. 12f.)

Die Autorin gestaltet das Buch nach einer Einleitung zu Forschungsstand, Material- und Quellenbasis in drei konzentrisch angelegten Kreisen:

Das Kapitel „A. Der Mensch – Das Wirken in Europa (1875 – 1913)“ beginnt mit einer biographischen Skizze seines Lebens, einschließlich des Nachruhms. Es folgen in vertiefenden Kreisen dieser Skizze sein Weg zur Medizin, die Jahre des Medizinstudiums, der Konflikt mit der Pariser Missionsgesellschaft und der Beginn der Arbeit in den Tropen.

Das Kapitel „B. Der Arzt – Das Wirken in Afrika (1913 – 1965)“ enthält

zwei längere Abschnitte, von denen der erste der Behandlung verschiedenen Tropenkrankheiten gewidmet ist und der zweite die wissenschaftliche Forschung im tropenmedizinischen Alltag untersucht.

Das Kapitel „C. Der Denker – Das Wirken Schweitzers in der und für die Welt (1913–2013)“ greift die medizinethischen Fragen des Umgangs mit den Patienten noch einmal auf und stellt sie in den Kontext der Debatte zwischen Biomedizin und traditioneller Medizin.

Von den etwa 5.000 Titeln über das Leben und Werk Schweitzers, die in Frankfurt am Main bibliographisch erfasst sind, musste die Autorin natürlich eine Auswahl treffen; diese ist sachlich bezogen, konzentriert sich voll auf Schweitzer als Arzt und umfasst deutsch- wie englisch- und französischsprachige Werke. Es mag für in wissenschaftlicher Literatur ungeübte Leser beschwerlich sein, wenn auf der Seite mehr Text in Fußnoten (es sind insgesamt 1.653) steht als im gewohnten Lesefluss. Hier wäre zu empfehlen, zuerst einmal die Aufmerksamkeit nur auf den normalen Text zu richten; die Neugier wird schon dafür sorgen, dass nach den Quellen und Ergänzungen gesucht wird.

Den biographischen Weg Schweitzers setze ich als bekannt voraus.

Der medizinische Alltag wendet sich der Diagnostik und Therapie verschiedener Tropenkrankheiten zu. Bekannte Bilder, die Leser aus den Büchern über das Spital kennen, sind die Geschwüre auf der Haut, die Elephantiasis-Tumore und Patienten mit der Schlafkrankheit. Letztere wurde für Schweitzer zu einer besonderen Herausforderung. Die Autorin folgt Schweitzer von der Beschreibung der Ätiologie, der Epidemiologie bis zu den Versuchen der Therapie. Weniger Probleme hatte Schweitzer mit der Malaria, da er im Labor relativ schnell die Differenzialdiagnose stellen konnte.

Weltbekannt wurde Schweitzer durch die Hilfe für die Lepra-Kranken, die von ihrer Sippe getrennt, oft elend zugrunde gingen. Mit seinem „Dorf des Lichts“ schuf er einen Ort der Behandlung und Geborgenheit. Zu Schweitzers Zeit befanden sich zuerst etwa 240 Patienten in Bambushütten; sie konnten dann in die Baracken mit Wellblechdächern umziehen, was natürlich in der Regenzeit unschätzbar war. Auch die Konflikte mit seinen Mitarbeiterinnen, die neue Wege versuchten, werden beschrieben. Man musste sein Vertrauen gewinnen, dann ließ er auch neue Medikamente zu.

Heute findet man dort wohl schon die vierte Generation und nur eine Handvoll Kranke, dafür einen freundlichen Korbflechter, der fast ohne Finger damit sein Einkommen aufbessert.

Ein besonderes Problem sind Vergiftungen, weil sie nicht nur von Schlangen oder aus Nahrung (wie z. B. aus wildem Honig) stammen, sondern auch als Waffe eingesetzt werden. Deshalb nahmen im Spital Afrikaner grundsätzlich keine zubereiteten Speisen ein, sondern empfangen nur Lebensmittelrationen.

Da psychische Krankheiten keine speziellen Tropenkrankheiten sind, ist ihnen auch kein Abschnitt gewidmet. Die Bezugnahme erfolgt vielfach in Anmerkungen oder Notizen so nebenbei. Jedoch war der Ausschluss der Kranken aus der Sippe mindestens ebenso dramatisch und brutal wie bei der Lepra. Schweitzer berichtet von seiner ersten Begegnung mit einer am Baum gefesselten kranken Frau. (Die Autorin verzichtet hier – im Gegensatz zur sonstigen Gewohnheit – auf die Primärquelle und zitiert einen Hinweis von H. Mai.) Es ist richtig, dass Schweitzer keine spezielle psychiatrische Ausbildung hatte, aber das Schicksal dieser Kranken ließ ihn nicht in Ruhe. Dank einer großzügigen Spende aus London konnte er für die Geisteskranken 1930 das erste Gebäude mit acht Einzelzellen, Tagesraum und Freigelände schaffen. (Marie Woytt-Secretan) Erika Taap schildert in ihrem „Tagebuch“ den Weg zur Gartenarbeit.

Wenn man heute den Pfad von der Historischen Zone zum Lepradorf geht, kommt man an vom Urwald überwucherten Gebäuderesten aus Schweitzers Zeit vorbei. Mit der Schließung des Spitals wurde 1981 eine neue Form der Betreuung geschaffen. (Dr. Martina Heitz-Schoenlaub)

Walter Munz berichtete (1991), dass die Psychiatrie noch 32 Betten hatte. Im Speisesaal hängt ein Kalender aus der Arbeitstherapie (1993). Heute gibt es keine psychiatrische Abteilung mehr. Im ehemaligen Haus „Kopp“ ist eine Art Sozialstation, in der man einem psychiatrisch kranken Mann begegnen kann. Für eine wünschenswerte Neuauflage des Buches wäre ein spezieller Abschnitt zur Psychiatrie als Beispiel echter Patienten-Achtung ein Gewinn.

Der für das Buch vielleicht entscheidende konzentrische Kreis ist der Abschnitt „Die wissenschaftliche Forschung im tropenmedizinischen All-

tag von Lambarene“. Fast unglaublich, was die Autorin auf dem Dachboden eines Hamburger Instituts und in Syracuse aufgestöbert hat.

Es geht hier um Schweitzers Verbindung zum Hamburger Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin, um seine Einstellung zum Tierexperiment und deren Realisierung, um die internationalen Kontakte zu weiteren tropenmedizinischen Instituten und Forschern, sowie klinisch-therapeutische Versuche im tropenärztlichen Alltag von Lambarene. Der Untertitel des Buches „Weltweit vernetzte Tropenmedizin zwischen Forschen, Heilen und Ethik“ hat in diesem Abschnitt eine besondere Bedeutung. Es geht um die ethische Begründung der Tierexperimente, um die internationalen Kontakte zu tropenmedizinischen Instituten und Forschern und um den klinisch-therapeutischen wie wissenschaftlichen Versuch im tropenärztlichen Alltag von Lambarene. In einem neuen konzentrischen Kreis wird auf die Kontakte zwischen Lambarene und Hamburg zurückgegriffen, um die Versuche zu beschreiben, die der Heilung der Lepra dienen.

Das Konfliktpotential ist enorm, deshalb ist auch vieles bisher nicht publiziert worden. Es ist ein Drahtseilakt, den Schweitzer unternimmt, um Leben zu retten, sich dafür nicht nur Wissen zu besorgen, sondern auch sich für Handlungen zu entscheiden, die einen Konflikt mit seiner Ethik schaffen. Ob Schweitzers ethische Beurteilung von Tierversuchen in der letzten Konsequenz „individualethisch“ und „Subjekt-orientiert ist (Ferrari) oder ob es mehr um eine „Güterabwägung zwischen menschlichen und tierischen Interessen“ geht, wie die Autorin meint, kann hier nicht diskutiert werden. Immer allerdings, gibt es eine „rote Linie“: *„Keiner mache sich die Last seiner Verantwortung leicht.“* (Anm. 947, S. 234)

Die Thematik Forschung wird bis in die Gegenwart fortgeführt, da – unabhängig von der Spitalstiftung – ein großes internationales Forschungsteam unter der Leitung von Prof. Kreamsner aus Tübingen im Spital arbeitet.

Das letzte Kapitel „C. Der Denker – Das Wirken Schweitzers in der und für die Welt (1913–2013)“ greift alle Probleme noch einmal vom Beginn der ärztlichen Tätigkeit auf: Das Arzt-Patient-Verhältnis, das Spannungsfeld zwischen europäischer Biomedizin und afrikanischer traditioneller Medizin und bewertet zum Schluss „Die ethisch-moralische Basis von Schweitzers tropenärztlichem Handeln.“ Ihr Ziel ist es, in diesem Kapitel

eine Antwort zu geben auf die Frage: *„Was blieb und bleibt von der ‚ethischen Improvisation Lambarene‘ bestehen?“*

Die Einleitung beginnt erst einmal mit den zahlreichen Ehrungen Schweitzers, darunter schließlich auch die Ehrung mit der „Ehrendoktorwürde der Ostberliner Humboldt-Universität.“ Über die Reaktion Schweitzers erfahren Leser nur, wenn sie den Anmerkungen folgen und in den Quellen nachlesen. Dafür erklärt die Autorin apodiktisch: *„Die sich daran anschließende Korrespondenz mit Walter Ulbricht schadete Schweitzer in der Folgezeit mehr als das sie nutzte.“*

Finden wir schon auf S. 53 die tendenziöse Darstellung, dass die Staatsführung der DDR Schweitzer für eigene Zwecke einzuspannen versuchte. Hier, auf S. 302 wird es geradezu absurd. Die Autorin verschweigt, dass der Streit zwischen Heuss und Schweitzer in der Zeit der Bundestagswahl entstand und Heuss beklagte, *„dass kaum ein Augenblick ungeschickter gewählt werden konnte, mit führenden Leuten der DDR in irgendeine unmittelbare loyale (! E. L.) Auseinandersetzung einzutreten.“* 1961 existierte die DDR zwölf Jahre und immer noch galt die Hallsteindoktrin vom alleinigen Anspruch der BRD, Deutschland zu repräsentieren und jede Person, wie jeden Staat materiell, juristisch und moralisch zu bestrafen, soweit Kontakt mit der DDR aufgenommen wird. Schweitzer aber ging es um die Atomwaffen und 50 Jahre danach müsste man doch wissen, dass die Bonner Regierung in dem Wahn lebte, in dem dreizehn Kilometer langen Atombunker nahe Bonn einen Atomkrieg zu überstehen, während das Volk wie in Hiroshima verbrennt. Natürlich war und ist es das Recht aller Staaten und Bürger, Schweitzer zu ehren. Er gehört eben nicht nur einem Land. Aber zurück zum Nutzen und Schaden.

Es gab viele Kräfte in der SED-Diktatur, die versuchten, den Einfluss Schweitzers zu begrenzen. Sie hatten keine Chance. Die Vernunft setzte sich bis in den Kreisen des ZK der SED durch. Hier sei nur exemplarisch erwähnt die Gründung des Albert-Schweitzer-Komitee beim Präsidium des DRK der DDR, das damit verbundene Erscheinen der Rundbriefe des ASK, das erste Albert-Schweitzer-Denkmal der Welt 1968, das Internationale Albert-Schweitzer-Symposium in Burgscheidungen 1980, die bis 1989 244 Kollektive, die den Namen Albert-Schweitzer verliehen bekommen

haben, die über zwei Millionen Mark der DDR Sachspenden, die Lambarene aus der DDR erhielt. Man lese die Chronik „50 Jahre nationales und internationales Engagement für das praktische Werk Albert Schweitzers“ und wird schnell davon überzeugt, wie hoch der Nutzen der Initiative von 1961 war.

Zurück zu der Frage, was von Schweitzers Anliegen bleibt. Das ist einmal sehr positiv zu beantworten, weil die Achtung vor Schweitzers Wirken auch auf seine Nachfolger übertragen wurde und in weiten Kreisen Gabuns und der Welt bis heute anhält. Zum anderen darf nicht übersehen werden, dass auch in Gabun die Marktwirtschaft mächtig ist und ihren Einfluss ausübt. Über die Ehrungen zum 100-jährigen Bestehen des Spitals und der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ist ebenso berichtet worden wie über die finanziellen Sorgen und Personalprobleme.

Mit ihrem Buch hat die Autorin der Leserschaft zusammen mit Albert Schweitzer eine große Schar von ärztlichen und pflegerischen Helfern aus aller Welt bekannt gemacht; dafür ist ihr zu danken. Als Schlusssatz steht ein Vermächtnis und eine Aufforderung von Walter Munz: „Es gibt nicht nur ein Lambarene, jeder kann sein Lambarene haben.“

Den Kapiteln schließt sich ein umfangreicher wissenschaftlicher Anhang an.

Das Buch ist es wert, in allen medizinethischen sowie pflegerischen Aus- und Weiterbildungsveranstaltungen diskutiert zu werden.

Isgard Ohls: Der Arzt Albert Schweitzer. Weltweit vernetzte Tropenmedizin zwischen Forschen, Heilen und Ethik.

V&R unipress, Bonn University Press 2015. Publiziert in: Medizin und Kulturwissenschaft, Bonner Beiträge zur Geschichte, Anthropologie und Ethik der Medizin, Band 10, Herausgegeben von Heinz Schott und Walter Bruchhausen.
ISBN 978-3-8471-0491-9, 466 S., 65,00 Euro

NEUES HÖRBUCH

Doppel-Audio-CD über den Briefwechsel von Helene Schweitzer Bresslau und Albert Schweitzer jetzt erschienen

EIN HÖRBUCH IN AUSZÜGEN

*Sprecher: Ursula Illert (Helene),
Hanno Herzler (Albert) und Petra
Herzler-Großmann (Hintergründe)*

*Redaktion und Auswahl der Texte:
Dr. Einhard Weber, Hanno Herzler*

*Produktion und Aufnahmeleitung:
Hanno Herzler*

*Musik (Orgel): „Albert Schweitzer.
Der Organist“ LC10725 - ifo 00701
mit freundlicher Genehmigung von
ifo Music & Media, Saarbrücken*

*Musikauswahl und übrige Musik:
Dirk Schmalenbach
© edenmusic 2017 · www.edenmusic.eu*

Laufzeit: 2 x 79 Minuten

© 2017

Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum



FÜR 10,00 EURO ERHÄLTlich BEI:

DEUTSCHES ALBERT-SCHWEITZER-ZENTRUM
WOLFSGANGSTRASSE 109 · 60322 FRANKFURT a. M.
0 69 – 28 49 51 · info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-zentrum.de

Hartmut Kegler: Über menschliche Werte im Geist der Ehrfurcht vor dem Leben. Ein Glossar.

In Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche und Krisen, die uns und unsere Welt im engeren und weiteren Umkreis bewegen, sehen wir uns in besonderer Weise herausgefordert, nach den „*menschlichen Werten*“ zu fragen. Dabei ist es zunehmend schwieriger geworden, darüber Einigkeit zu finden, welche Werte für unsere Gesellschaft tragend und verbindlich sind bzw. sein sollen. Gleichwohl ist unser gesellschaftliches Leben stärker, als wir es unmittelbar wahrnehmen oder aus der Tagespresse entnehmen, von einer „*Wertegemeinschaft*“ bestimmt. Sich einer solchen zu vergewissern, tut gerade in Zeiten, in denen z. B. Fremdenfeindlichkeit, religiöse Intoleranz oder Unwahrhaftigkeit keine ungeteilte Absage mehr erhalten, besonders Not.

Mit vorliegender Broschüre ist es Professor Dr. Hartmut Kegler sehr überzeugend gelungen, eine solche Vergewisserung hinsichtlich ethischer Werte, die für unser Zusammenleben fundamental sind, vorzunehmen. Hierfür macht er eine „*religiöse*“ und eine „*säkulare*“ Wurzel aus. So lassen sich zum einen viele unserer Grundwerte auf die Bergpredigt Jesu zurückführen, wenn uns im Alltag „*Friedfertigkeit*“, „*Barmherzigkeit*“ oder „*Nächstenliebe*“ begegnen. Zum anderen aber verweist Kegler auf den Dalai Lama, der für eine unverzichtbare „*säkulare Ethik*“ plädiert, zu der auch „*Acht-samkeit, Bildung und Versöhnlichkeit*“ zählen. Im persönlichen Miteinander oder auch in zahllosen Einrichtungen, die sich bedürftiger Menschen oder auch dem Natur-, Umwelt- oder Tierschutz annehmen, finden sich viele Mitbürgerinnen und Mitbürger, die „*ethische Ziele und Werte aufopferungsvoll verwirklichen*“.

Hartmut Kegler hat mit seiner Broschüre nun ein Kompendium solch tragender ethischer Werte vorgelegt, die für unser tägliches Leben bestim-

mend sind oder sein sollten. Beginnend mit „*Anteilnahme*“, „*Barmherzigkeit*“ und „*Bescheidenheit*“ über „*Fürsorge*“, „*Konfliktfähigkeit*“ und „*Lebensfreude*“ bis hin zu „*Redlichkeit*“, „*Verantwortung*“ und „*Zuversicht*“ erstrecken sich die von ihm betrachteten Werte über das gesamte Alphabet. Schon für sich betrachtet, möchte man diese Werte gar nicht nachdrücklich genug im öffentlichen Bewusstsein verankert sehen. Darüber hinaus versteht es Kegler, die einzelnen „*Werte*“ mit Albert Schweitzers ethischer Leitidee der „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ in Verbindung zu bringen. In dieser Perspektive gelingt es ihm, beides wechselseitig zu erhellen und zu vertiefen: Sowohl die einzelnen Werte in ihrer Tiefendimension als auch die „*Ehrfurcht*“, die so kein abstrakter Begriff bleibt, sondern in ihren vielfältigen Lebensbezügen „*Fleisch und Blut*“ erhält.

Wenn der Autor die vorliegende Broschüre im Untertitel bescheiden als „*ein Glossar*“ ausgibt, so darf festgestellt werden, dass er gerade in letztgenannter Hinsicht über eine bloße Sammlung von Wertebegriffen und ihrer Definition oder Erläuterung deutlich hinausgeht. Hinzu kommt, dass er seine eigene Sicht auf die jeweiligen Werte eher beiläufig einfließen lässt. Vor allem kommen ausgewiesene Autoren und renommierte Persönlichkeiten als Gewährsleute zu Wort, beispielsweise Albert Einstein, Martin Luther King, Mahatma Gandhi oder Martin Niemöller, Friedrich Schorlemmer, Eugen Drewermann – und allen voran natürlich Albert Schweitzer.

Mit der Vielzahl der zu den ethischen Werten herangezogenen Verfasser gewinnt der Leser/die Leserin einen vielperspektivischen Zugang zur Wertediskussion. Dadurch bietet Kegler eine sehr lebendige, anschauliche und anregende Lektüre. Zudem erhält er/sie eine ebenso breite wie gültige Basis für das Werteverständnis.

Sehr hilfreich ist die abschließende Literaturliste, die es dem Leser ermöglicht, auf die jeweiligen Autoren zurückzugreifen und im Bedarfsfalle seine Lektüre zu vertiefen.

Auch ist der äußerst günstige Preis von 3,00 Euro hervorzuheben, zu dem die Broschüre erworben werden kann (s. u.).

Schließlich ist noch eine nähere Würdigung des Verfassers selbst angebracht: Professor Dr. Kegler rundet mit dieser Broschüre eine lange Reihe vielfältiger Veröffentlichungen zu den verschiedensten Aspekten rund um

das Werk Albert Schweitzers ab, die er im Laufe der vergangenen fünfzehn Jahre vorgelegt hat.

Wie kam Hartmut Kegler, als ein seit 1955 an der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften tätiger Professor, der sich der Erforschung von Pflanzenkrankheiten widmet, dazu, sich so intensiv für Albert Schweitzer zu engagieren? Wie so oft war es auch hier eine rein zufällige Begebenheit: Eine Bibliothekarin seines Instituts diente ihm Albert Schweitzers Buch „Aus meinem Leben und Denken“ an, das aus dem Bestand ausgetragen werden sollte. Mit zunächst nur geringerem Interesse nahm er es zur Hand, um dann, je mehr er sich darin vertiefte, von Schweitzer beeindruckt und gefesselt zu werden. Doch dabei sollte es nicht bleiben. Fragen, die sich für Kegler ergaben, führten zu einer persönlichen Korrespondenz mit dem damals 83-jährigen Urwalddoktor. Und nachdem Kegler 1991 seine Forschungstätigkeit wegen Schließung des international geachteten Instituts, an dem er bislang tätig war, aufgeben musste, geriet „*Albert Schweitzer*“ zu seinem „*Zweitberuf*“.

Neben einer nun weiterführend gründlichen Lektüre von Schweitzers Büchern nahm Kegler Kontakt zur Albert-Schweitzer-Gedenk- und Begegnungsstätte in Weimar bzw. dem dortigen Albert-Schweitzer-Komitee e. V. auf, wo er auch von der Existenz der Albert-Schweitzer-Freundskreise in Dresden und in der Niederlausitz erfuhr. Dadurch angeregt, initiierte Hartmut Kegler die Gründung eines solchen Albert-Schweitzer-Freundskreises in Aschersleben, die dann im Oktober 2002 realisiert wurde. In diesem Freundeskreis entfaltete Hartmut Kegler in der Folgezeit eine außerordentlich rege Tätigkeit, die sich zum Ziel setzte, Albert Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben publik zu machen und vor allem jungen Menschen zu vermitteln. Hierzu gehörten zahlreiche Vorträge und Gesprächskreise zu Albert Schweitzers Leben, Denken und Wirken. Um den Zugang zur Schweitzerliteratur zu erleichtern, gab der Freundeskreis im Laufe der Jahre zudem über fünfzig Broschüren heraus – eine „*Kleine Albert-Schweitzer-Bücherei*“ –, die sich mit den verschiedensten Aspekten von Schweitzers Ethik befassen und die eine rege Aufnahme gefunden haben. Der Großteil dieser Veröffentlichungen stammt aus Keglers eigener Feder; um nur einige Titel zu nennen, die zugleich die beachtliche Band-

breite seines Wirkens widerspiegeln: „Geschichten vom kleinen und großen Albert“, „Heitere Geschichten von und über Albert Schweitzer“, „Ohne Ehrfurcht vor dem Leben – die Hölle von Auschwitz“, „Schweitzer und Einstein – Freunde, die die Welt bewegten“, „Ein Tag in Lambarene. Ein kleines Schauspiel für Schüler in 8 Szenen“, „Ethische Werte in Predigten von Albert Schweitzer“, „Fragen von Schülern zu Albert Schweitzer“ und viele andere. In letztgenannter Broschüre fanden Schülerarbeiten, die der Ascherslebener Freundeskreis in mehreren Bildungseinrichtungen der Region angeregt hatte, ihren Niederschlag.

Mit großem Bedauern muss abschließend festgestellt werden, dass dieser Freundeskreis sich gegenwärtig wegen fehlenden Nachwuchses gezwungen sieht, seine Arbeit einzustellen. Was bleibt, sind neben vielen positiven Impulsen, die in zahllosen jungen Menschen sicherlich weiterwirken, vor allem die erwähnten Broschüren, die nach wie vor bei dem u. g. Copy Shop in Aschersleben erhältlich sind. Mögen diese auch weiterhin dazu beitragen, Albert Schweitzers geistiges Erbe wachzuhalten, das an Aktualität nichts eingebüßt hat.

**Hartmut Kegler: Über menschliche Werte im Geist der Ehrfurcht vor dem Leben.
Ein Glossar.**

Dessau-Roßlau, 2017, 47 S., 3,00 Euro

Zu bestellen bei: Copy Shop Sabine Ziemann, Hertzstraße 7, 06449 Aschersleben,

Tel. 0 34 74 – 22 23 42, Email: copy_shop@web.de

oder über das Deutsche Albert-Schweitzer-Zentrum, Tel. 0 69 – 28 49 51,

Email: info@albert-schweitzer-zentrum.de

Anhang

Autorenverzeichnis

Ernst Luther

Geb. 1932, Studium in Halle (Geschichte, Germanistik, Philosophie), Promotion 1961 über Viktor von Weizsäcker in Greifswald. Dr. sc.phil. zu Ethik in der Medizin. Herausgeber und Autor zur Ethik in der Medizin, Mitglied ASK Weimar, DHV Frankfurt und AISL. Von 2000 bis 2002 Mitglied der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages Recht und Ethik in der Medizin

Patti M. Marxsen

Geb. 1951. Patti M. Marxsen ist amerikanische Schriftstellerin, Übersetzerin und Autorin des Buches Helene Schweitzer: A Life of Her Own, Syracuse University Press, 2015. Sie ist auch Herausgeberin und Übersetzerin des Buches von Jo und Walter Munz, Mit dem Herzen einer Gazelle und der Haut eines Nilpferds, übersetzt aus der französischen Ausgabe ins Englische als Albert Schweitzer's Lambarene — A Legacy of Humanity for Our World Today, Penobscot Press, 2010.

Andrea Munz

Geb. 1970, lic.phil. Psychologin, Coach und Supervisorin in eigener Praxis. Präsidentin des Vereins Albert-Schweitzer-Schule Kenia und Gastdozentin in einer Führungsausbildung für soziale Visionäre (www.kantbari.org).

Konstanze Schiedeck

Geb. 1943, Oberstudienrätin i.R.. Derzeit Kreisbeauftragte der evangelischen Landeskirche Hannover für den Kirchenkreis Göttingen-Süd. Frauenarbeit: Organisation, Vorbereitung des Weltgebetsstages und von Frauenfrühstücken. Im Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V.

Dr. Gottfried Schüz

Geb. 1950, Studium für das Lebramt an Grund- und Hauptschulen und Schuldienst in Rheinland-Pfalz. 1994–2014 Leiter des Staatl. Studienseminars für das Lebramt an Grund- und Hauptschulen Mainz; berufsbegleitendes Zweitstudium der Philosophie, Evang. Theologie und Pädagogik mit Promotion in Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Seit 2006 Vorsitzender der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum Frankfurt am Main.

Dr. med. Einhard Weber

Geb. 1940. Seit Mai 2007, nach einem Jahr Zugehörigkeit zum Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. dessen 1. Vorsitzender. Immer wieder waren Albert Schweitzers Gedanken Wegweiser in seinem Leben und Motivation in seiner über dreißigjährigen Tätigkeit als Landarzt in Creußen.

Dr. Roland Wolf

Geb. 1948. Studium der Romanistik und Geographie; Studiendirektor i.R. Arbeitete von 1987–1993 als Fachberater und Lehrer für Deutsch in Gabun. Damals erste Kontakte mit dem Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene. Seit 1997 aktiv im Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. (DHV, Vorsitzender von 1998–2001), von 1996 bis 2014 Vertreter des DHV in der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL), und dort seit 2014 Vertreter der AISL, von 2007–2010 Präsident des Stiftungsrats. Führt seit 2001 Reisegruppen nach Lambarene.

Zu den Rundbriefen

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rundbriefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste „richtige“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum 77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst, so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Berichten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktionelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unterstellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten Weber bis 2006. Seit 2007 (Ausgabe Nr. 99) ist Dr. med. Einhard Weber verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Ausgaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

Impressum

HELENE SCHWEITZER BRESSLAU

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 109

JAHRBUCH 2017 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

ISBN: 978-3-9815417-4-8

Herausgeber: Dr. med. Einhard Weber (V.i.S.d.P.),
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital
in Lambarene e. V., Juni 2017
Wolfsgangstraße 109, 60322 Frankfurt am Main
info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-zentrum.de

Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren. Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Aufzeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne die vorherige schriftliche Erlaubnis des Herausgebers.

Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.

Die Inhalte der Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktion: Dr. Andrea Blochmann, Dr. Einhard Weber

Gestaltung, Satz, Produktion: Harald Kubiczak, Dipl.-Designer, Frankfurt am Main

Bildnachweis: *Titel (Umschlag außen): Fotografie aus dem Nachlass von Richard Kik (Archiv Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum) in einer Bearbeitung von Harald Kubiczak; Umschlag innen: Brief von Helene Schweitzer Bresslau an ihre Geschwister vom 12. Januar 1917 sowie maschinengeschriebener Lebenslauf (Original-Typoskript) – beide in Archiv und Dauerausstellung des DASZ
Inhalt: Archiv Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum (S. 2, 7, 8, 51, 66, 74, 81 und 90), Andrea Munz (S. 86 u. 89), Roland Wolf (S. 83)*

Das Papier dieser Ausgabe ist zu 100 Prozent holzfrei und aus nachhaltigen Rohstoffen hergestellt.

In Berlin geboren, aber elfjährig durch Berufung meines Vaters an die Straßburger Universität (1890) ins Elsass gekommen, bin ich dort aufgewachsen und habe im Heranreifen die Bewußtseinsbildung zweier Kulturen, die Ausbildungsmöglichkeiten in zwei Sprachen und alles dadurch Gebotene im vollen Bewusstsein der Lebensgegebenheit erfahren. Auf Empfehlung der Leiterin der von mir besuchten Schule und des jugendlichen Seminars konnte ich mit 17 Jahren die Prüfung als Lehlerin für höhere Mädchenschulen bestehen und danach meine Musikstudien, die in der Schul- und Seminarperiode aus Zeitmangel auf Klavier in Privatstunden beschränkt waren, am Straßburger Konservatorium fortsetzen und durch Gesang und Orgel erweitern.

Meine Jugend für die Förderung der Frauenbewegung, die an der Straßburger Universität die Zulassung der Frauen zu den Vorlesungen bei den damit einverständlichen Dozenten erstreben und losgerissen heraus mit sich brachten. Ein mit meinen Eltern in Italien verlebter Winter begeisterte für bildende Kunst und weckte den Wunsch, die Kunst durch Anbahnung erworbenen Kenntnisse in 5 Semestern kunstgeschichtliche Vorträge zu vervollständigen und zu vertiefen. Daneben liefen die für eine Frau unerlässlichen Hausarbeiten sowie diverse Kurse in Sprachen, Studien und Musik auf. Meine Fügung brachte mich in Verbindung mit der damals neu aufgetretenen sozialen Arbeit, in der ich in der Straßburger Stadtverwaltung 4 Jahre lang als städtische Waldschulinspektorin tätig war und in der auch die Gründung des deutschen Diakonischen Krankenhauses ermöglicht wurde.

Als im Elsass das deutsche Krankenpflege eingeführt wurde nahm ich dieselbe zwecks gründlicherer Erlernung wieder auf und trat als Schülerin in ^{das} Straßburger Diakonischen Diakonie-Verein ein, wo ich die Ausbildung vornehmlich über die Leitung ablegte. Nach meiner Verheiratung mit Dr. Albert Schweitzer fuhren wir 1913 nach

Helfen Sie uns, Helene und Albert Schweitzers Vermächtnis zu erhalten

Ihre Spende hilft bei der dauerhaften Unterstützung der medizinischen Versorgung, den sozialen Diensten und dem baulichen Erhalt des Spitals in Lambarene.

Spendenkonto Lambarene:

IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00

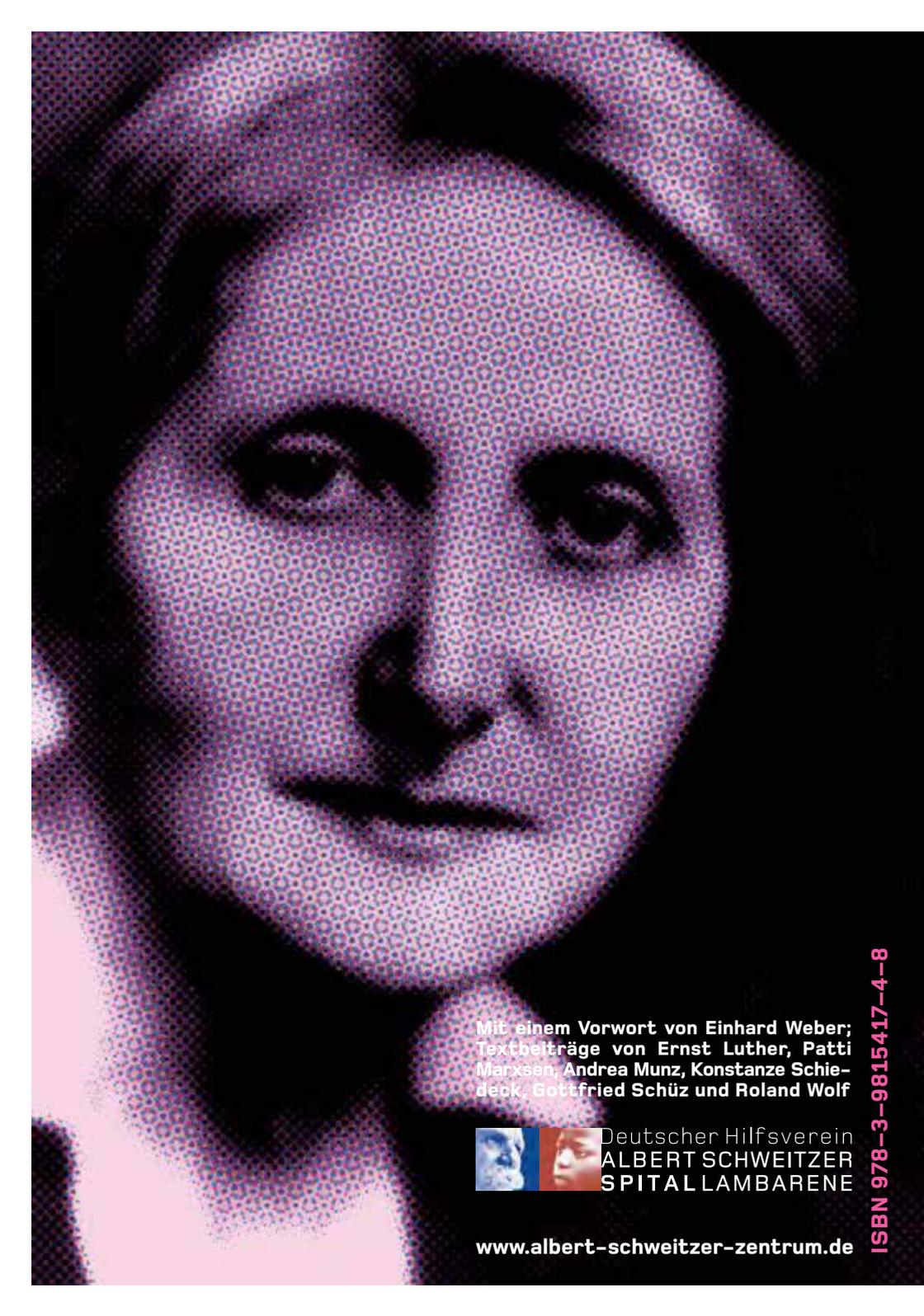
BIC DAAEDED

Oder Sie sichern mit Ihrem Beitrag zum Stiftungskapital die Arbeit des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums.

Stiftungskonto:

IBAN DE43 3006 0601 0004 1344 94

BIC DAAEDED



Mit einem Vorwort von Einhard Weber;
Textbeiträge von Ernst Luther, Patti
Marxsen, Andrea Munz, Konstanze Schie-
deck, Gottfried Schüz und Roland Wolf



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

www.albert-schweitzer-zentrum.de

ISBN 978-3-9815417-4-8